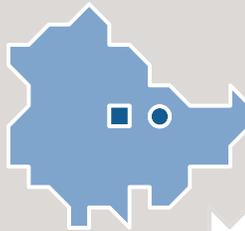


3. Tag der Freien Berufe

Wirtschaft benötigt eine Kultur der Leistung

Gemeinsames Symposium
des Landesverbandes der Freien Berufe Thüringen e.V.,
des Verbandes der Wirtschaft Thüringens e.V.
und der Handwerkskammer Erfurt



Einleitung	4
Dr. med. Wolf-D. Höpker <i>Präsident des Landesverbandes der Freien Berufe Thüringen e.V.</i>	
Schüler-GmbH »ARTemis«	7
Luise Troll, Antonia Schröder <i>Schüler-GmbH »ARTemis« am Evangelischen Ratsgymnasium Erfurt</i> Jürgen Junker <i>Betreuer der Schüler GmbH »ARTemis«</i>	
Die suffiziente Schulbildung	13
Mechthild E. Löhr <i>Löhr & Cie. Personal- und Unternehmensberatung und</i> Vorsitzende des BDA-Arbeitskreises <i>»Allgemeinbildendes Schulwesen«</i>	
Die gestörte Elternverantwortung	31
Prof. Dr. Ewald Johannes Brunner <i>Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie</i> <i>an der Friedrich-Schiller-Universität Jena</i>	
Podiumsgespräch	43
Geführt von Dieter Lücke, <i>Chef vom Dienst der »Thüringischen Landeszeitung«</i>	
Wirtschaft benötigt eine Kultur der Leistung	93
Thesenpapier Thüringer Wirtschaftsverbände und -organisationen	

Herzlicher Dank gilt der Thüringischen Landeszeitung für die tatkräftige Unterstützung und die Moderation des Podiumsgesprächs auf diesem Symposium

Wirtschaft benötigt eine Kultur der Leistung

Gemeinsames Symposium

anlässlich des Tages der Freien Berufe 2002
des Landesverbandes der Freien Berufe Thüringen e.V.,
des Verbandes der Wirtschaft Thüringens e.V.
und der Handwerkskammer Erfurt

23. Oktober 2002
Augustiner-Kloster zu Erfurt



Einleitung

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Namen des Vorstandes des Landesverbandes der Freien Berufe Thüringen e.V., des Verbandes der Wirtschaft Thüringens e.V. und der Handwerkskammer Erfurt begrüße ich Sie hier im ehrwürdigen Augustiner-Kloster sehr herzlich.

Ich freue mich sehr über Ihr großes Interesse und bedanke mich für Ihr Kommen. Veranstaltungen mit bildungspolitischen Themen, mit Erörterungen über die Konsequenzen nach »PISA« gibt es auf allen Ebenen in der Tat genug. Nicht immer bestechen sie durch hohe Kompetenz. Der Bundestagswahlkampf hat sein übriges geleistet, obwohl unser heutiges Thema sich gar nicht für solche Auseinandersetzungen eignet. Das große Problem, endlich einen Bildungsdurchbruch zu erzielen, ein neues Bildungsbewusstsein zu formen, ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe jenseits von Parteienstreit.

Wir als Dachverbände beobachten schon seit Jahren die Defizite, sind unsere Mitglieder doch als Ausbilder mit die ersten, die mit den praktischen Konsequenzen konfrontiert sind. Besonders bedrückend ist der zunehmende Anteil von Jugendlichen, die schon sehr einfachen Anforderungen nicht gerecht werden können. Die Kombination dieser Tatsache mit der anhaltenden Migration von inzwischen über einem Fünftel der Auszubildenden, sie rekrutieren sich aus der Leistungsspitze, inbegriffen die allgemeine demographische Entwicklung, erfüllt uns mit großer Sorge.

Nicht zuletzt aus diesem Grund haben die drei veranstaltenden Verbände ein Thesenpapier erarbeitet, das Sie auf Ihren Plätzen gefunden haben. Wir möchten mit Ihnen darüber diskutieren und schließlich so zur notwendigen Veränderung beitragen helfen.

Heute findet der 3. Tag der Freien Berufe in Thüringen wiederum mit einem kleinen Symposium statt. Im vergangenen Jahr hatten wir das Thema »Freie Berufe in Thüringen – Standortperspektive bis 2020« besprochen. Der Standortfaktor Bildung und Erziehung wurde dabei gebührend bearbeitet. Wir schätzen uns glücklich, für die beiden Referate eine prominente Referentin, einen prominenten Referenten und einen in Thüringen bekannten Journalisten gewonnen zu haben. Ich begrüße Sie, Frau Löhr, Herr Prof. Brunner und Herrn Kaczmarek, vertreten durch den Chef vom Dienst Herrn Dieter Lücke, besonders herzlich.

Wir sind keine Bildungspolitiker, keine Schul- oder Vorschul-/KiTa-Experten. Wir beabsichtigen auch nicht, uns als Ungebildete in die Bildungsdebatte einzubringen. Allerdings als Pragmatiker in der Wirtschaft, im Handwerk und bei den freien Berufen erwarten wir sehr wohl gehört und in Entscheidungsprozesse einbezogen zu werden. Selbstverständlich werden wir unseren ureigensten Part mit hoher Verantwortung erledigen.

Ein sehr beunruhigendes Ergebnis der PISA- Studie ist die Feststellung, dass wir in Deutschland nicht nur mittelmäßige bis schlechte Bewertungen bei Mathematik, Naturwissenschaften und der Lesekompetenz erhalten haben, sondern dass die schlechte Leistung sehr viel stärker als in anderen Ländern an die soziale Herkunft gekoppelt ist, was sogar Experten so klar nicht erwartet hatten. Auch mit dem Argument eines hohen Migrantenanteils lässt sich diese Beurteilung nicht abschwächen. Der vorschulischen Bildung und der Verantwortung des Elternhauses kommt insofern eine besondere Bedeutung zu. Obwohl das Elternhaus eine der bekannten Schnittstellen im System ist, habe ich bei meinen sehr ausgiebigen Recherchen und in der öffentlichen Diskussion nur sehr wenig zu diesem Teilaspekt gefunden. Dies war die Intention für das zweite Referat.

Meine Damen und Herren, für eine Besserung ist es eigentlich nie zu spät. So, wie der schiefe Turm zu Pisa offensichtlich doch vor dem Einsturz gerettet werden konnte, können die Ergebnisse des Programme for International Student Assessment (PISA) einen Bildungsaufbruch anstoßen, ein neues Bildungsbewusstsein fördern und der weit verbreiteten Lebensphilosophie – Spaß und Konsum – durch das Hinzufügen der Bildung eine neue Dimension geben helfen. Alle sind gefragt und gefordert dieses für die Bundesrepublik Deutschland so wichtige Projekt zu befördern.

Dr. med. Wolf-D. Höpker
*Präsident des Landesverbandes
der Freien Berufe Thüringen e.V.*

Schüler-GmbH »ARTEMIS«

Referenten Luise Troll, Antonia Schröder
Schüler-GmbH »ARTEMIS«
am Evangelischen Ratsgymnasium Erfurt
Jürgen Junker
Betreuer der Schüler GmbH »ARTEMIS«

Dr. med. Gisela Brodersen

Vorstand des Landesverbandes der Freien Berufe Thüringen e.V.:

Sehr verehrte Damen und Herren, ich darf um eine kleine Aufmerksamkeit bitten. Wir möchten Ihnen heute hier zwei Schulen vorstellen. Ich denke, wenn es um Bildung geht, ist es ja recht passend, wenn wir auch mal Erfurter Schulen kennen lernen. Und es sind besondere Beispiele: einmal der Spezialschulteil des Albert-Schweitzer-Gymnasiums – naturwissenschaftliche Fächer werden da besonders gelehrt – und dann haben wir eine Schüler-GmbH. Die gibt es jetzt schon eine ganze Weile, und diese Schüler-GmbH kommt aus dem hiesigen Evangelischen Ratsgymnasium. Die Damen möchten sie Ihnen gern selbst vorstellen, ihre GmbH »ARTemis«, und schildern, wie das Ganze läuft.

Luise Troll:

Guten Tag, ich bin Luise Troll von der Schüler-GmbH am Evangelischen Ratsgymnasium. Am Laptop sitzt Ricarda Tscherdeck, sie wird mir jetzt ein wenig bei der Präsentation helfen. Ich möchte nun einen kleinen Einblick in unsere Schülerfirma gewähren, und da fange ich auch gleich an.

Unsere Schülerfirma gibt es seit zwei Jahren, seit dem 1.11.2000. Und unsere Geschäftsidee, also der erste Teil besteht darin, dass wir eine Artothek sind. Das bedeutet: Im Kunstunterricht entstehen Bilder, logischer Weise, und auch Fotografien, so auch von Projekten. Wir vermieten die an Einrichtungen, zum Beispiel an die Staatskanzlei oder auch an Zahnärzte. Wie unsere Schülerfirma aufgebaut ist, das können Sie ja selber sehen (Computerbild an der Wand), da muss ich nicht viel erklären. Die Artothekenfotografie und Dokumentation, da werde ich auch gleich noch was dazu sagen.

Das ist die zweite Geschäftsidee: die Fotografie. In Projekten oder auch im Kunstunterricht entstehen Fotografien, Fotos, die wir extra produzieren. Die konnten Sie an unserem Stand sehen und die werden wir auch noch zeigen. Diese werden auf Postkarten gedruckt, in Postkartenformat oder ganz normal gerahmt an die Einrichtungen verliehen.

Die dritte Geschäftsidee ist die Dokumentation – das kann man jetzt leider schlecht sehen – und zwar die Dokumentation von Altbausanierungen. Da dokumentieren wir mit Hilfe von Digitalfotos solche Sanierungen, und die werden dann auch der Organisation zur Verfügung gestellt, die diese Sanierung leitet.

Auch die Projektleitung ist heute anwesend. Da sitzt Herr Junker, unser Wirtschaft- und Recht-Lehrer, der alles bei uns leitet, was das Wirtschaftliche betrifft. Und dann haben wir natürlich auch die Kunstlehrer, die uns dabei helfen und dann die Bilder zur Verfügung stellen, die im Kunstunterricht entstanden sind. Und das (letztes Bild) ist grob gesehen das, was wir sind: Schüler der 7. bis 12. Klasse, im Moment 22 an der Zahl.

Antonia Schröder:

Ja, also ich erzähle Ihnen jetzt eigentlich etwas über Sie, also über die Kunden. Und zwar haben wir verschiedene Kunden, die wir für uns werben konnten, verschiedene Einrichtungen. Das sind zum Beispiel das Helios-Krankenhaus, die Zahnärztekammer usw. Wir verleihen momentan 100 Bilder an diese Einrichtungen, sind mit unserem Verleih ziemlich zufrieden und ich schätze mal auch die, die unsere Bilder leihen. Wir haben verschiedene Bilder, zum Beispiel kann man jetzt hier eine Fotografie sehen und hier eine Zeichnung, die im Kunstunterricht angefertigt wurde. Diese Fotografie ist ein Projekt, das jetzt entstanden ist. Von einer Goldschmiede wurde uns Schmuck zur Verfügung gestellt, der mal anders dargestellt werden sollte, freier. Wir haben unseren Models aus unserer 10. Klasse einfach mal freien Lauf gelassen, Schülerinnen haben fotografiert und Schülerinnen haben aus dem Schmuck etliches rausgebracht, ich finde, es sieht total gut aus. Dann können wir hier eine Zeichnung sehen aus der 10. Klasse, das ist das Stoffgebiet der 10. Klasse. Die Bilder wurden gerahmt in Aluminiumrahmen, die gut recyclebar sind, und wir verleihen die Bilder. Der Preis ist gestaffelt: Je mehr gewählt werden, um so weniger kosten sie. Sie werden einmal im Halbjahr gewechselt. Man kann zum Beispiel im 1. Halbjahr Fotos nehmen und im 2. Halbjahr dann Bilder. Es ist schon vorgekommen, dass manche gesagt haben: »Die Bilder gefallen uns so gut, die bleiben einfach über das ganze Jahr hängen. Ich denke mal, das ist für uns auch ein Beweis, dass es wirklich Sinn hat, dass wir diese Schülerfirma gegründet haben.

Jürgen Junker:

Mein Name ist Jürgen Junker, Wirtschaft- und Recht-Lehrer am Evangelischen Ratsgymnasium Erfurt, ich bin einer der Betreuer der Schüler GmbH »ARTEMIS«.

Wie unschwer zu erkennen ist, versucht dieses Projekt verschiedene Unterrichte und verschiedene Unterrichtsthemen, die zum großen Teil lehrplangemäß sind, miteinander zu verbinden. Es sind die Unterrichte Wirtschaft und Recht, Kunst und Biologie. Biologie deshalb, weil wir mit der Schülerfirma in einen Verbund von 16 Schülerfirmen in der Bundesrepublik eingetreten sind, die die Idee der Nachhaltigkeit versuchen, in ihre Firmenpraxis einzuarbeiten, zu sagen: Wir tun etwas für unsere Kunden, wir haben eine soziale Absicht, wir möchten das Krankenhaus, Katholisches Krankenhaus und Helios-Klinikum, besonders beliefern. Wir möchten die Kunden und deren Klienten auf eine besondere Art erfreuen, wenn sie im Flur sitzen oder im Wartezimmer oder im Geschäftszimmer. Das ist ein Aspekt.

Wir versuchen das ökonomische Denken damit zu verknüpfen, unter anderem auch durch Weiterbildungen, die die verschiedenen Gruppen, mit denen wir zusammen arbeiten, anbieten. Das ist zum Beispiel das Thüringer Institut für Wirtschaft, das Weiterbildung für Schüler, die sich in Schülerfirmen engagieren, bereitstellt. Da geht es unter anderem um Buchführung. Die beiden Schülerinnen, die bei uns Buchführung machen, sind noch in den Ferien. Sie können dennoch, beim Anschauen unseres Standes, den Geschäftsbericht, den die beiden erstellt haben, durchblättern. Da sehen Sie auch, dass dieser zweite Aspekt, der ökonomische, Gelegenheit findet in unserem Projekt vorzukommen.

Und der dritte Bereich ist der ökologische. Wir versuchen, einmal durch die Altbausanierung, die Dokumentation der Altbausanierung, etwas dazu beizutragen und wir versuchen unsere eigenen Materialien umweltfreundlich zu gestalten. Also die Bezieher, die Firmen, von denen wir die Rahmen beziehen und auch die Materialien, haben es auf sich genommen, ganz bestimmte Nachhaltigkeitsstandards nachzuweisen. Sie weisen also nach, wie die Papiere erstellt worden sind, daß das Glas ein Glas ist, das man auch in den Glascontainer werfen kann. Und diesen Aspekt, den ökologischen, den behandeln wir sozusagen auch und sind von daher ein Mitglied in Nash 21.

.....

Das kann man u.a. als Web-Site aufrufen, wie man auch die Schülerfirma Artemes über das Ratsgymnasium als Web-Site aufrufen kann. Dort sind noch einmal kurz gefasst die Ideen der Schülerfirma. Sie können gerne den Stand von uns, wenn es sich nachher anbietet, in der Pause usw., besuchen. Wir vermitteln auch ganz bestimmte Ideen, die in der Schule drin sind, wie zum Beispiel Kalender, wer Interesse an Kalendern hat oder an Weihnachtspostkarten. Alles das auf der Grundlage der von Schülern gemachten Malereien oder Fotos.

Dr. Wolf-D. Höpker:

Herr Junker und meine jungen Damen und Herren, sehr herzlichen Dank. Es war mit großem Bedacht gewählt diese Einleitung, denn es berührt eigentlich einen sehr wichtigen Punkt, den es heute zu besprechen gilt, die Initiative, die Eigeninitiative, das Heranführen der Auszubildenden an die Aufgaben, ihre Kreativität zu fördern. Und wenn das ganze auch noch an wirtschaftliche Betrachtungsweisen gebunden ist, dann ist schon sehr viel gewonnen. Wir wünschen uns sicherlich alle, dass das nicht Einzelprojekte sind und bleiben, sondern dass solche Dinge mehr und sehr schnell in unsere Schulen Eingang finden.

Ω

Die suffiziente Schulbildung

**Eine der Grundvoraussetzungen
für die Bewältigung der Gegenwart
und der Zukunft in Deutschland –
Eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe**

Referentin Mechthild E. Löhr

*Löhr & Cie. Personal- und Unternehmensberatung und
Vorsitzende des BDA-Arbeitskreises
»Allgemeinbildendes Schulwesen«*

Herzlichen Dank für Ihr Interesse und die Einladung, heute hier zu Ihnen zu dem vielfältigen Themenspektrum Erziehung und Bildung sprechen zu dürfen. Sie haben in der Einladung gelesen, dass ich für die deutschen Arbeitgeberverbände einen Arbeitskreis leite, der sich mit den Fragen der schulischen Bildung beschäftigt und sich deshalb intensiv auch mit »PISA« beschäftigt hat. Wir haben also Broschüren herausgebracht, die das Thema, das wir heute hier besprechen, noch einmal sehr differenziert aufgreifen. Die letzte Publikation war »Bildungsauftrag—Werteerziehung«. Ich habe gesehen, dass diese hier ausliegen, so dass Sie, was Sie in meinem Vortrag vermissen, dort sehr viel gründlicher und substantieller nachlesen können.

Da ich den Eröffnungsvortrag für den heutigen Nachmittag halte, sehen Sie es mir vielleicht nach, wenn ich die Frage, warum es zu diesem Bildungsnotstand, den wir ja landläufig beklagen, gekommen ist, etwas grundsätzlicher reflektiere, als das in den meisten Diskussionen, die ich selber dazu besuche, der Fall ist.

Gerade durch die PISA-Studie haben wir den Eindruck bekommen, dass man doch eher wieder auf die Symptome eingeht, um das so im ärztlichen Bild zu sagen, und dass die Ursachenforschung, die Tiefenanalyse von PISA nicht sehr mutig angegangen wird.

Herr Dr. Höpker, Sie haben vorhin gesagt, Sie finden da keine richtige Antwort auf die grundsätzliche Frage »Wie konnte uns, der Bildungsnation Deutschland – von der Tradition her zumindest – die Bildung so entgleiten und warum geht man dieser grundsätzlichen Frage nicht so gerne nach?« Das hat, glaube ich, viele gesellschaftspolitische Gründe. Vielleicht provoziere ich etwas mit meiner Analyse, aber die möchte ich Ihnen nicht vorenthalten.

Viele Veröffentlichungen, nicht nur die Zeitungen, zeigen uns, dass von Bildungsnotstand geklagt wird und von Erziehungskatastrophen. Das sind alles markige Worte. Aber andererseits kann jeder von uns im privaten Umfeld beobachten, dass es ab und zu wirklich Gründe gibt, die Hände über dem Kopf zusammen zu schlagen – »Der Zustand von Erziehung und Bildung ist katastrophal.« Und: Jeder von uns, die wir uns schon länger damit beschäftigen, weiß auch, dass das Klagen über den miserablen Zustand von Erziehung und Bildung so alt ist, wie diese selbst.

Wenn man das Glück gehabt hat, in der Schule noch Platon zu lesen, dann kann man sich erinnern, dass Sokrates verurteilt wurde, damals sogar zum Tode, weil er die Jugend verführt hat und dass also damals schon geklagt wurde, wohin das wohl führen sollte. Der Un-

tergang des Abendlandes kam dann doch noch etwas später, aber er wurde halt auch damals schon prognostiziert. Doch so alt die Klage ist, auch wir müssen uns der Frage stellen, was aus unserer Zukunft wird und wie hängt das zusammen mit der Zukunft der Bildung?

Zunächst möchte ich einen ganz kurzen Blick in die Geistesgeschichte zurück lenken. Das prägendste christliche Zeitalter, das wir aus dem Geschichtsunterricht, aus dem Philosophieunterricht – je nach dem – kennen, bezeichnen wir auch als die Zeit der Scholastik. Das ist ein Begriff, der schon signalisiert, dass der gesamte Schulbetrieb im Mittelpunkt der Ausbildung gestanden hat. Wer sich auskennt, weiß, dass man mit dem Begriff der Scholastik eine große Systematik und Strenge in der Ausbildung verbindet. Das wurde später, in der Frühzeit der Aufklärung, durch andere Entwürfe abgelöst. Ich bin der Meinung, dass wir mit diesen anderen Entwürfen bis heute zu tun haben.

Ein, zwei Schlaglichter dazu nur: Jean-Jacques Rousseau als bedeutender Publizist und politischer Theoretiker im 18. Jahrhundert sagte zur Bildung und Erziehung, Kinder sollten sich fern von Erziehern und Einflüssen nur ihrer eigenen Natur gemäß selbst entwickeln und verwirklichen. Ich glaube, eine Einstellung, die Schülern in der Regel gut gefällt.

Das ist der eine große ideengeschichtliche Entwurf, der sich bis hin zur antiautoritären Erziehung und in die 68er Revolte hinein verfolgen lässt. Eine individualistische Sicht des Einzelnen, der seine Neigungen möglichst frei entwickeln soll. Dies hat in vielen Bereichen der westlichen Konsumgesellschaften zu einem Freiheitsideal geführt, das vielleicht schon fast ideologisch zu nennen ist. Die Freiheit des Individuums, »Spaß« zu haben, ist dann die Spitze dessen, was ein Individuum erreichen kann. Die Spaßgesellschaft, die Spaßpädagogik, (ein Buch von Herrn Kraus) die sagt: das Ziel der pädagogischen Bildung ist, dass jemand Spaß hat an seinem Leben, dass der Lebensentwurf persönlich gelingt. Und die Frage der Verantwortung klammert man dann erst einmal aus.

Das andere ideologische Kontrastprogramm, das wir ebenfalls alle kennen, ist eine Vorstellung von Vergesellschaftung von Erziehung, die eher am Gleichheitsideal orientiert ist. Auch das haben wir im Westen und im Osten erlebt. Sie werden sich vielleicht wundern, wenn ich sage, auch im Westen, die Vergesellschaftung der Erziehung. Nehmen Sie als Beispiel: Wir hatten in der 68er Zeit Kommu-

nenbildungen, wo die Kinder von der gesamten Kommune erzogen werden sollten, wo man möglichst gar nicht mehr merken sollte, welches Kind zu welchem Elternteil gehört. Das war ein Ideal, das wir uns heute vielleicht gar nicht mehr vorstellen können. Andere »Exzesse der Vergesellschaftung« hat es ja im Osten, wenn ich z. B. an die Zwangsadoptionen denke, in verschiedenen Facetten gegeben.

Vor dem Hintergrund dieser sehr unterschiedlichen pädagogischen Schulen, die wir im Prinzip seit der Aufklärung beobachten können und die ihre Stärke in verschiedenen Gesellschaftssystemen erlangt haben, stellt sich für uns heute jetzt die Frage: Was brauchen unsere freiheitlich-demokratischen wie auch marktwirtschaftlichen Gesellschaften, um im Wettbewerb zukünftig bestehen zu können?

Ich denke, dass wir vor allem etwas benötigen: Erziehung zur Freiheit und zur Verantwortung. Und wir brauchen eine Erziehung zur Leistung. Erziehung und Bildung müssen wieder nicht nur Fähigkeiten vermitteln, sondern auch Werte und Orientierung. Und es muss wirklich auch der Wille zur Erziehung da sein, und die Bedeutung der Bildung muss erkannt und anerkannt werden. Fragen wir uns also heute hier: Welchen Stellenwert haben denn wirklich Erziehung und Bildung in unserer Gesellschaft?

Kinderfreundlichkeit

Und ich möchte mit einem sehr schlichten Gedanken beginnen, nämlich der ganz einfachen Feststellung: Zunächst brauchen wir Menschen, die wir erziehen können. Damit kommen wir bereits zum ersten Krisenphänomen in unserer Gesellschaft. Das ist die Krise der Familie, die Krise der Demographie, die vorhin schon angesprochen wurde, basierend auf der Beobachtung, die unzweifelhaft feststeht, dass wir eine alternde Gesellschaft sind.

Das Ja zum Kind wird heute sehr vielen sehr schwer gemacht, und wir leben in einer Gesellschaft, die zu den kinderärmsten überhaupt weltweit gehört. Das ist, glaube ich, zwar als Problem erkannt, aber im Grunde ist das wohl der Punkt, wo die Analyse ansetzen muss.

Ich will als Beispiel herausstellen: 40 Prozent der jungen Akademikerinnen heute zwischen 30 und 40 Jahren haben keine Kinder, wollen keine Kinder und werden auch voraussichtlich, wenn sie über 40 sind, keine Kinder mehr haben. Sie können also analysieren, dass, je höher die Ausbildung der Frau, desto niedriger die Kinderzahl, desto

wahrscheinlicher wird, dass sie überhaupt keine Kinder haben wird. Wenn Sie das – wir werden das später in der Diskussion vielleicht noch tun – dann korrelieren mit der Erkenntnis, dass die Bildung der Kinder sehr stark von den Voraussetzungen der Eltern abhängt, von der Biographie der Eltern, dann ist das alleine schon ein sehr interessantes und problematisches Indiz.

Ich darf mir als Vertreterin der christlichen Unternehmer in Deutschland, als die ich ehrenamtlich tätig bin, den Hinweis erlauben, dass in Deutschland jede fünfte Schwangerschaft mit einer Abtreibung endet. Wir haben in Deutschland über 135.000 Abtreibungen jährlich und das ja nicht, weil das von Frauen geschätzt wird, dieser Schritt, sondern ganz einfach, weil sie sich von einem Leben mit Kindern überfordert fühlen und weil die Hilfestellungen in unserer Gesellschaft für Erziehung von Kindern fehlen.

Ja, bevor wir über die Investition in die Kinder sprechen, müssen wir klar feststellen, dass Kinder heute in Deutschland das Armutsrisiko Nummer Eins sind für eine Familie. Und das ist der eigentliche Skandal, auf dem sich die anderen Skandale, die sich in die Erziehungs- und Bildungsebene hinein entwickeln, erst einmal aufbauen.

Wir müssen leider ein insgesamt kinderfeindliches Gesamtklima diagnostizieren. Das betrifft zunächst die steuerliche Seite, die finanzielle Seite generell. Das betrifft Fragen des Wohnraumes: Versuchen Sie als Familie mit drei Kindern in Innenstädten Wohnung zu finden.

Das betrifft die Frage der gesellschaftlichen Anerkennung.

Das betrifft die Frage der Betreuung und damit meine ich ganz klar, nicht nur die Betreuung durch den Staat, sondern auch: Wie viel Zeit steht den Eltern für die Betreuung zur Verfügung?

Erst dann kommt das gesellschaftliche Betreuungsangebot und für mich kommt erst dann das staatliche Betreuungsangebot, auch wenn es in der Diskussion meines Erachtens sehr oft umgedreht wird, dass nämlich zuerst nach dem Staat als Betreuer gerufen wird.

Dahinter verbirgt sich, dass sich in der Generation, zu der auch ich gehöre, ein Lebensideal Bahn gebrochen hat, das ausgesprochen individualistisch ist: Man spricht von Mann, von Frau und eventuell von einem Kind. Aber Kinder sind keine Selbstverständlichkeit mehr in vielen Ehen und fehlen. Bei vielen Alleinstehenden, in den Großstädten haben wir 50 % Singleanteil, fehlt einfach Erfahrung mit Kindern. Es fehlt auch die Erkenntnis, wie bedeutsam Kinder für die Zukunft einer Gesellschaft sind. Das wird persönlich nicht mehr erlebt und dann wird es auch theoretisch nicht mehr bedeutsam.

Wer persönlich dazu wenig Beziehung hat, kommt auch nicht auf die Idee, das ordnungspolitisch für so eine relevante Frage zu halten.

Wenn wir uns also hier aus der Sicht auch des Verbandes der Freien Berufe, der Selbständigen, mit der Frage beschäftigen, ob Kinder eine Investition sind, dann kann ich nur sagen, entscheiden de facto viele in Deutschland, dass Kinder eine Fehlinvestition sind und investieren deswegen nicht in Kinder.

Wer in Kinder investiert, verhindert, dass er sich sein Reihenhaus finanzieren kann, es fehlt dann das Geld für die Eigentumswohnung, es fehlt das Geld für das zweite Auto oder für Urlaubsreisen.

Kinder sind der größte Luxus, den sich heute jemand erlauben kann und auf den verzichten leider viele, zu viele. Sie verzichten wegen anderer Lebensentwürfe, die man nicht kritisieren muss, aber die man, glaube ich, analysieren darf. Sie verzichten auf die Einschränkungen, die mit der Erziehung und Ausbildung der Kinder notwendigerweise verbunden sind und die sind leider erheblich.

Das führt mich zu meiner ersten These für den heutigen Nachmittag. Wir müssen zunächst, bevor wir uns mit sozioökonomischen Fragen beschäftigen oder mit Inhalten von Bildung und pädagogischen Orientierungen, erst einmal anmahnen, dass wir einen deutlichen positiven Richtungswechsel brauchen, einen Richtungswechsel in Bezug auf Anerkennung von Kindern und auf die Anerkennung von Erziehungsleistung. Und damit meine ich keinesfalls nur – und ich glaube gerade unter Wirtschaftsvertretern ist es wichtig das zu betonen – ich meine keinesfalls nur materielle Anerkennung, sondern auch immaterielle Anerkennung von Erziehungsleistung. Ich selber beobachte oft, dass Mütter, die in meinem Alter sind, Minderwertigkeitsgefühle gegenüber den Frauen haben, die immer berufstätig sind, während sie selber phasenweise nicht berufstätig sind, sondern nur erzogen haben. Das empfinde ich schon so als Indikator, dass einfach der Wert der Erziehung in unserer Gesellschaft nicht so hoch eingeschätzt wird, wie der Erwerb, die außerhäusliche Erwerbstätigkeit.

Dazu könnte man noch viel sagen, aber ich glaube, das ist das erste, dass wir überall in den Querschnittsbereichen, in denen wir gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich aktiv sind, zunächst mal einen Richtungswechsel – in Richtung Anerkennung von Erziehungsleistung – bekommen müssen und auch die Anerkennung der Tatsache, dass eine Gesellschaft Kinder braucht.

Das zweite ist, wir müssen Zusammenhänge wieder erkennen und verdeutlichen und auch dafür werben, dass die Kinder nicht nur bedeutend sind, weil sie das Recht darauf haben, anerkannt und gefördert zu werden, sondern sie sind auch die notwendige Voraussetzung dafür, dass wir unseren Wohlstand und unsere sozialen Sicherungssysteme überhaupt erhalten können.

Sämtliche sozialen Sicherungssysteme in Deutschland basieren auf einem ungeschriebenen Generationenvertrag. Da der nicht schriftlich fixiert ist, ist es glaube ich vielen nicht klar, dass sie sich im Grunde genommen aus diesem Vertrag verabschieden, wenn sie nicht positiv zur Kindererziehung stehen. Für die Rente, das brauche ich hier nicht erwähnen, ist dies selbstverständlich, aber auch der Nachwuchs bei den Arbeitskräften und Marktteilnehmern.

Vorhin wurde schon gesagt, wir laufen in Deutschland auf einen durchaus bemerkenswerten Arbeitskräftemangel von qualifizierten Mitarbeitern zu. Auch wenn man den erst nach 2010 nach allen Prognosen wirklich spüren wird. In vielen einzelnen Berufsfeldern, wo hohe Qualifikation gefordert wird, merkt man den heute schon sehr deutlich. Als ein Beispiel sei die Pflegeversicherung genannt, die seit 1999 defizitär ist, obwohl die Babyboomer-Generation ja noch voll in der Erwerbstätigkeit ist. Ich möchte nicht wissen, wie es meiner Generation mit der Pflegeversicherung gehen wird, wenn die jetzt schon defizitär ist, ich gehöre ja noch zu den Babyboomern. Bei der Krankenversicherung verhält es sich genauso. Auch sie basiert auf dem Generationenvertrag, ohne dass es den Leuten in der Breite klar ist.

Ich bin überzeugt, dass es sich unsere Gesellschaft nicht länger erlauben kann, dass die größte Gruppe der Sozialhilfeempfänger in Deutschland alleinerziehende Mütter mit Kindern sind. Über eine Millionen Kinder sind Sozialhilfeempfänger, meistens aufgrund von Scheidung. Wir werden ja nachher noch einen Vortrag hören zur Familiensituation. Ich selber finde es äußerst faszinierend, wie sehr das Scheidungsrisiko vor allen Dingen für die Kinder ein Armutsrisiko ist. Das wird leider auch in der öffentlichen Diskussion immer sehr vernachlässigt.

Dieser Zusammenhang zwischen der quantitativen demographischen Situation und der Frage, wie wir denn die Kinder und Jugendlichen erziehen, fordert uns heraus, dass wir über eine wirklich zukunftsfähige Erziehungs- und Bildungsqualität sprechen müssen. Diese beiden Aspekte muss man, das klang vorhin schon an, sehr eng zusammenführen.

Bildungsqualität—Zukunftsqualität

Und das führt mich zum Hauptteil meines Referats, vielleicht nachher auch noch unserer Diskussion, nämlich zu der Frage: Wie sieht denn derzeit die Qualität von Bildung und Erziehung aus? Und ich darf noch mal die für mich markantesten Dinge aus PISA zusammenfassen, obwohl ich ganz klar sagen muss, dass jeder, der sich mit Bildung beschäftigt hat, viele Dinge schon vorher sehr gut erkennen konnte. Der einzige Vorteil der PISA-Studie ist, dass sie die Ergebnisse und die Diskussion darüber salonfähig machen und natürlich mit harten Fakten unterlegen. Während das vorher vielleicht in den Bereich der ideologischen Auseinandersetzung gehörte, haben wir jetzt wirkliche Fakten auf dem Tisch. Wenn wir also nach dem Zustand von Bildung und Erziehung in Deutschland fragen, dann zeigt uns insbesondere die PISA-Studie, dass dieser Zustand schlecht ist, und zwar überdurchschnittlich schlecht, verglichen mit allen OECD-Ländern, die ebenfalls an der Studie beteiligt waren.

Ich darf noch kurz einige Fakten in Erinnerung rufen: Die Studie analysiert die 15-Jährigen, die zu dem Zeitpunkt 15-Jährigen in Deutschland, und hat drei Felder: die Sprache, die Mathematik und die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer. Wobei für mich das Markanteste ist, dass wirklich die Sprachkompetenz das Dreh- und Angelthema der gesamten Schul- und Bildungskompetenz ist. Da sind zunächst die Fragen zu stellen: Durch wen lernen denn Kinder, wie lernen denn Kinder sprechen, wer schult das? Und es wird immer deutlicher, dass dieser Komplex des Erwerbs von Sprache und Ausdrucksvermögen in die vorschulische Zeit gehört. Das heißt also: Wir müssen heute früher anfangen, uns mit einer systematischen Bildung zu beschäftigen, als dass wir das nur den Grundschulen oder womöglich späteren Schuljahren überlassen könnten.

Die größte Hürde, die einem Jugendlichen heute mitgegeben wird, ist eine reduzierte Spracherziehung. Und wir müssen leider feststellen, dass in Deutschland in den sozial schwachen Gruppen 25 bis zum Teil 40 Prozent sehr, sehr schwache Sprachkompetenz haben. Das wird noch unterstützt durch andere Phänomene. Die Kinder werden in Deutschland generell zu spät eingeschult, mit über 6 Jahren im Durchschnitt. Sie haben also bereits als 6-/7-Jährige Lücken, Qualifizierungslücken im Vergleich zu Kindern in anderen Ländern.

Für mich war auch eine Studie der »Stiftung Lesen« sehr erhellend. Die »Stiftung Lesen« hat klar analysiert: Wenn bei Jugendlichen das

sogenannte Sprach- und Lesefenster geschlossen ist – das sagt man so zwischen 13 und 15 Jahren –, dann wird es ganz schwer, noch mal eine verbesserte Sprach- und Lesekompetenz zu erwerben. Das heißt, wenn wir uns in den Unternehmen später um Weiterbildung und alle diese Dinge bemühen oder wenn es darum geht, Auszubildenden doch noch einen Weg zu öffnen, wobei sie sich in den berufsbildenden Schulen schwer tun, dann ist es sehr, sehr mühsam, aufgrund der pädagogischen Analysen noch mit Fort- und Weiterbildung einzusetzen, wo die Elementarkenntnisse fehlen. Und das ist immerhin bei über 25 Prozent der 15-, inzwischen 17-Jährigen, Jugendlichen der Fall.

In der FAZ war jüngst eine Analyse, ob denn das bei den etwa 10 bis 20 Jahre Älteren, die ja ähnliche Lehrer gehabt haben, so viel anders sein würde. Das ist schwer zu sagen. Das Durchschnittsalter unserer Lehrer ist übrigens auch überdurchschnittlich hoch, die Lehrer in Deutschland sind im Durchschnitt rund 50 Jahre alt. Das hat für die Methodenkompetenz, für die technische Kompetenz, Informationsniveau, Weiterbildungsstruktur gewisse Auswirkungen. Also auch das Thema Fort- und Weiterbildung der Lehrer wird uns sicher noch sehr intensiv beschäftigen müssen.

Ein anderes Phänomen, das für die Bildungssituation in Deutschland sehr relevant ist, die Frage der Einbürgerung, der Fremdsprachlichkeit. Für mich war, vielleicht für Sie auch, sehr überraschend, wie hoch der Anteil von Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist. Und es ist deswegen vor allem erwähnenswert, weil leider der Migrationshintergrund bei vielen Jugendlichen bedeutet, dass sie der deutschen Sprache nur bedingt mächtig sind.

Im Westen der Republik haben 27 Prozent der Jugendlichen Migrationshintergrund. Das heißt: mindestens einer der Eltern ist nicht muttersprachlich. Das hat für die Sprachkompetenz und die Bildung natürlich eine enorme Bedeutung. Im Osten, Sie sprachen hier die thüringischen Verhältnisse an, im Osten sind es im Durchschnitt rund 22 Prozent mit einem anders- oder nicht muttersprachlichen Elternteil. Das waren die höchsten Zahlen, die ich bis jetzt gehört habe. Das hat mich verblüfft. Das bedeutet eine hohe Anforderung an die Schulen, der wir, glaube ich, bislang in nahezu allen Bundesländern – vor allen Dingen auch aus finanziellen-, zum Teil auch aus ideologischen Gründen, nicht gerecht geworden sind. Die Schüler mit einem zu niedrigen Sprachvermögen aus den Schulen zu entlassen und in die Wirtschaft zu schicken oder in weitere Ausbildungswege, ist im Grunde genommen unverantwortlich.

Ausbildungsfähigkeit

Erhellend mag noch sein: 23 Prozent sind, wenn ich das in Erinnerung rufen darf, nur auf elementarem Niveau lesefähig, und 10 Prozent haben ein so niedriges Lese- und Lernniveau in diesem sprachlichen Bereich, dass ich das jetzt als Comic-Sprache bezeichnen würde. Da ist das Leseverhalten fast gar nicht durch Lesen geprägt. Das ist für uns als unternehmerisch Tätige deswegen so gravierend, weil wir in unserem Weiterbildungsbemühen im Unternehmen ja immer am Lesen ansetzen. Und die »Stiftung Lesen« hat analysiert, dass die Menschen, die wenig oder nicht lesen – das trifft auch auf Erwachsene zu –, auch weniger Medien nutzen, mit Ausnahme des Fernsehens.

Ich meine jetzt zum Beispiel Internet. Man könnte ja sagen: Jugendliche lesen weniger, aber im Internet wird ja auch gelesen usw. Aber das korreliert sehr eng. Jugendliche, die keine Bücher oder auch sonst nicht lesen, gehen entsprechend weniger ins Internet. So dass also insgesamt der Abkoppelungsprozess von sagen wir mal – 10 Prozent auf jeden Fall bis zu 25 Prozent der Jugendlichen – aus dem gesamten gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Diskurs relativ hoch ist. Das ist ein hoher Anteil von im Prinzip schwer integrierten jungen Bürgern.

Sehr interessant fand ich auch, dass nachweislich in anderen Studien, die ich zu Rate gezogen habe, zu lesen ist, dass sich in Deutschland extrem wenig Eltern nach der Schulleistung ihrer Kinder erkundigen. Und zwar war hier die Rede von nur 40 Prozent, die fragen: Was habt ihr in der Schule gemacht, was war den...? Also Anteil nehmen auch an der schulischen Erziehung.

Im Bereich Mathematik ist die »Risikogruppe« ähnlich. Da gehören 25 Prozent dazu, die so geringe mathematische Kenntnisse haben, dass wir aus Sicht der Wirtschaft sagen würden, dass sie nicht ausbildungs- oder nur eingeschränkt in diesen Bereichen ausbildungsfähig sind.

Sicher könnte man nun wieder versuchen sich zu trösten und zu sagen: Wer jetzt im Bereich der Mathematik nicht so gut ist, liest vielleicht lieber, das muss ja nicht gekoppelt sein. Aber die Untersuchungen zeigen, dass eine geringe Lesekompetenz und eine geringe mathematische Kompetenz auch wieder meistens zusammen kommen. Und nicht etwa nach getrennten Zielgruppen, so wie ich das noch aus meiner Schulzeit kenne: Der liest lieber, dafür kann er nicht rechnen. Da wurde zugeordnet, wer mehr ein mathematischer Typ oder mehr ein

lesender Typ ist. In den differenzierten Analysen von PISA kann man es indessen nachlesen, diese enge Korrelation zwischen beiden Defiziten ist dort herausgearbeitet.

Wir haben jetzt seitens der Unternehmerverbände analysieren lassen: Wie viel Prozent der Jugendlichen brechen denn, wenn das alles so desolat ist und PISA stimmt, wie viel Prozent der Jugendlichen brechen eigentlich die Ausbildung ab? Wenn die Ausbildungssituation von der Schule her so schlecht und so schwierig ist, werden wir dann eine hohe Abbrecherquote haben?

In der Tat haben wir eine steil ansteigende Abbrecherquote, wenn auch nicht nur aus kognitiven Gründen. Ein Viertel aller Auszubildenden in Deutschland bricht inzwischen die Lehre, die Ausbildung ab. Das bedeutet natürlich in der Bildungsbiografie eines jungen Menschen ein enormer Bruch, egal aus welchen Gründen. Es ist nicht nur für das Unternehmen ein Fehlinvestment, sondern es ist auch für die Jugendlichen selber natürlich frustrierend festzustellen, dass sie sich in etwas hineingewagt haben, was nicht das Richtige war, aus welchem Grund auch immer. Es kann durchaus auch mal eine Unterforderung sein, weswegen man eine Ausbildung abbricht. Aber in der Regel ist es so, dass man insgesamt sowohl von den Persönlichkeitsmerkmalen als auch vom Kognitiven her, vom Arbeitsrhythmus her, den Anforderungen an eine Ausbildung nicht gewachsen ist.

In absoluten Zahlen bedeutet das, dass wir im letzten Jahr rund 150.000 Auszubildende hatten, die die Lehre abgebrochen haben.

Das ist also sehr bemerkenswert und aus meiner Sicht, wenn ich dieses Zwischenfazit dazu ziehen darf, bedeutet es auch, dass wir in der Auswahl von Auszubildenden noch sehr viel sorgfältiger sein müssen, wenn wir nicht für beide Seiten den ersten großen Frust im Leben schon aufbauen wollen.

Im Grunde genommen würde ich hier schon als Zwischenresümee sagen: Die mangelnde Begleitung, die persönliche, individuelle Begleitung der Jugendlichen im Rahmen ihres Berufsentscheidungsprozesses ist das größte Problem.

Die Jugendlichen kommen in Laufbahnen hinein, für die sie nicht geeignet, entweder überfordert oder unterfordert sind. Das ist eine Ressourcenvergeudung, nicht nur bei den Betroffenen, das ist kostbare Lebenszeit, auch für die Volkswirtschaft insgesamt.

Das Durchschnittsalter, in dem in Deutschland Abitur gemacht wird, liegt bei 19,6 Jahren. Das Durchschnittsalter, in dem in Deutsch-

land Examen abgelegt werden, liegt bei 28 Jahren. Das sind alles Indikatoren, die darauf hinweisen, dass wir zwar sehr viele Bildungsschritte anbieten, dass wir sehr viel an Ressourcen, an Bildung vorhalten, optional, dass wir sie aber, um es ökonomisch zu sagen, sub-optimal nutzen.

Unser Bildungsangebot passt in der Breite und auch in der Differenziertheit nicht unbedingt zu den Anforderungen. Und wenn, werden die Anforderungen der Einzelpersönlichkeit an den jeweiligen Schul- oder Ausbildungsweg, der sich dann anschließt, nicht genügend sorgfältig in Deckung gebracht. Ich glaube, da sind alle gefragt, und die Wirtschaft könnte da einen sehr wichtigen Beitrag leisten. Liegt es doch in ihrem ureigensten Interesse, die Menschen dort aus- und weiterzubilden, wo sie auch wirklich optimal von ihrer Persönlichkeit und Leistungsstruktur her hineinpassen.

Ich will nur kurz, bevor ich zu einem Fazit und zu einigen Empfehlungen komme, etwas zu dem Thema naturwissenschaftliche Grundbildung sagen. Beeindruckende Beispiele wie das Fachgymnasium in Erfurt, sind einsame Leuchttürme in der deutschen Bildungslandschaft. Viele Bundesländer haben überhaupt nicht den Mut gezielt Eliteförderung – so dürfte man das vielleicht in anderen Ländern nennen – anzugehen. Das wächst jetzt ganz langsam, Dank PISA, etwas heran, aber es wird insgesamt zu wenig in Blick genommen.

Zum Beispiel naturwissenschaftliche Fächer: dort haben wir auch Schwächen. Schüler mit größeren Schwächen sind ungefähr 26 Prozent, diese sind nur im untersten Niveau naturwissenschaftlich ausgebildet. Und wir haben in Deutschland nur 3,4 Prozent in dieser Studie gehabt, die zum Toplevel gehören.

Wir könnten uns vielleicht ja trösten, na gut, wir haben einen relativ großen Unterbau, wir haben dafür jedoch sehr viele Schülerinnen und Schüler, die in der Spitzengruppe mitmachen. Aber auch da ist Deutschland unter den eigentlichen Wettbewerbern unterdurchschnittlich vertreten, so dass wir also an beiden Rändern des Spektrums Probleme haben.

Wohlstand braucht Leistung

Was bedeutet das jetzt für die Zukunftsinvestition Bildung? Es bedeutet, dass, um ein sehr berühmtes Buch aufzugreifen, was in den 80-er Jahren Furore gemacht hat, dass wir auf der »Suche nach Spitzenleistungen« ein relativ verlorenes Terrain betreten.

Da bereits in der schulischen Bildung so breite Defizite vorliegen und nur wenig Spitzenförderung da ist, müssen Sie davon ausgehen, dass das im Hochschulbereich, in weiterführenden Bildungssektoren ähnlich aussieht. Wenn die elementaren Voraussetzungen nicht gelegt sind, dann wird eine Volkswirtschaft insgesamt später nicht technologische oder sonstige Spitzenleistungen draufsetzen können.

Die Zahl der Patentanmeldungen in Deutschland ist zwar noch einigermaßen zufrieden stellend. Aber auch da ist festzustellen, dass der Trend nach unten deutet, und auch hier muss man sagen, dass die Hauptursachen in der schulischen Erstausbildungsqualität liegen. Wir haben also zu wenig Spitzenqualität durch unser Bildungssystem in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten gefördert. Und wir haben eine Gruppe – vorhin wurde das auch schon für Thüringen gesagt – von weit mehr als 10 Prozent eines Jahrgangs, die im Prinzip nur sehr schwer in Ausbildungssysteme oder in Beschäftigungszusammenhänge integrierbar ist. Das ist etwas, was wir uns auf Dauer, zumal es immer mehr werden, nicht leisten können. Wir haben die höchste Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland, die wir je feststellen konnten. Ungefähr eine halbe Million Jugendliche unter 25 Jahren sind arbeitslos. Eine halbe Million!

Was das für den Lebenslauf bedeutet: Es ist schon schlecht für jemanden, der im mittleren Alter ist, wenn er mal einige Jahre nicht einer geregelten Tätigkeit nachgeht, aber es ist katastrophal für die Persönlichkeitsentwicklung eines jungen Menschen. Davon sind im Moment also eine halbe Million unter 25 betroffen, die nicht in fester Beschäftigung stehen.

Ich muss ehrlich sagen, bei allen Programmen: Das ist nicht nur eine Sache des Geldes, das ist auch eine Frage der Ideen. Aber wenn nicht alle gesellschaftspolitischen Gruppen sich an diesem Thema stärker engagieren, ist dies für unseren Sozialstaat, sehen wir mal von den persönlichen Schicksalen der Einzelnen ab, eine wirklich alarmierende Entwicklung. Da muss dringend mehr geschehen.

Ich sagte schon, dass bei den Hochschulen ein ähnliches Bild herrscht: ein Viertel aller Hochschul-, aller Studenten und Studentinnen, die die Hochschulen betreten, verlassen sie ohne Abschluss. Und dies nicht sofort, sondern relativ gesehen später, also nach etlichen Jahren. Das ist einer der Hauptgründe, weswegen wir uns seitens der verschiedenen Arbeitgeberverbände so intensiv mit dem Abschluss Bachelor und Master beschäftigen. Weil wir die Hoffnung haben, dass durch andere Ausbildungswege an der Universität schneller ein Ab-

schluss erreicht werden kann, als das bisher der Fall ist. Es ist mehr oder weniger Prinzip Hoffnung. Wir haben ja noch kaum Erfahrungswerte damit. Aber wir hoffen, dass es damit gelingt, international Anschluss zu finden an die Länder, die auch unsere Hauptwirtschaftspartner sind, bei denen ein Studium in der Regel mit 22...23 Jahren abgeschlossen wird. Das sind einfach im Durchschnitt fünf wertvolle Jahre, in denen bei uns die jungen Menschen in einem suboptimalen Bildungsumfeld verweilen und in dem sie auch in den Wirtschaftsprozess zu wenig integriert werden können.

Konsequenzen

Ich darf zu einigen Zusammenfassungen kommen. Ich habe vorhin gesehen, dass Sie eine Agenda auf Ihren Plätzen haben »Wirtschaft benötigt eine Kultur der Leistung«. Das Papier kannte ich vorher gar nicht, aber ich kann mich mit etlichen dieser Thesen anfreunden.

Welche Konsequenzen ziehen wir aus dem Gesagten? Ich persönlich habe für mich die Konsequenz gezogen, dass ich das Thema Bildung einfach wichtig nehme. Mit Bildung habe ich stets zu tun, denn ich beschäftige mich mit Führungskräften. Die haben meistens ihre Bildungsphasen schon hinter sich. Es ist höchstens interessant zu sehen, was denn aus bestimmten Ausbildungswegen wird. Wie reüssieren denn bestimmte Leute mit FH-, mit Hauptschulabschluss, wohin führt denn das? Insofern habe ich stets den Blick zurück auf die Ausbildung.

Ich habe festgestellt, dass sich die gesellschaftspolitische Zukunft wirklich an der Bildungsfrage entscheidet und von daher einige Gedanken zusammengetragen, die ich als Konsequenz sehe.

Zum einen bin ich sehr gerne hierher gekommen, weil Sie gar nicht in Frage gestellt haben, ob Bildung eine Zukunftsinvestition ist, sondern Sie haben gar kein Fragezeichen dahinter gestellt. Ja. Ich kenne durchaus Spitzenpolitiker, die Bildung nicht für eine wirkliche Investition halten. Wenn sie über Investitionen sprechen, immer noch an materielle Investitionen, an Straßen, in Technologien denken. Aber dass Bildung Investition ist, dass Familienpolitik Investition ist, das ist, glaube ich, durchaus noch nicht bei allen angekommen.

Sie haben formuliert als Motto Ihrer Veranstaltung »Wirtschaft benötigt eine Kultur der Leistung«. Damit fordern Sie im Grunde genommen ein Gegenbild zu dem, was ich als Schulszenario hier aufgezeigt habe.

Bildung und Erziehung als Zukunftsinvestition unserer Gesellschaft an allen Plätzen einzufordern, glaube ich, ist erst einmal das erste, was wir alle tun müssen. Dann gilt es vielleicht auch noch einen Blick darauf zu werfen, wie denn die Zielgruppe, über die ich jetzt gesprochen habe, das selber sieht. Vor einigen Monaten ist die jüngste Shellstudie herausgekommen, die zeigt eigentlich sehr optimistische Ergebnisse. Ich kann sie sehr empfehlen, sie liest sich also wesentlich besser als die PISA-Studie.

Die Shellstudie sagt, dass die Jugendlichen sich mehrheitlich positiv zu Bildung und Leistung stellen, also dass sie eine positive Einstellung dazu haben, was Bildung für sie selbst bedeutet. Ausbildung, das ist wichtig und hat einen hohen Stellenwert. Und die Bildungsbiografie der jeweils in dieser Shellstudie befragten Jugendlichen ist der Hauptindikator dafür, welche Einstellung sie haben. Die Stimmung, das Selbstverständnis und die Chancen, die Jugendliche bei sich selber sehen, hängen sehr stark ab von ihrem Bildungsniveau.

Die meisten Jugendlichen bezeichnen sich selber als optimistisch, pragmatisch und leistungsorientiert. Sie unterstützen Werte wie Fleiß und Ehrlichkeit, sagen, 75 Prozent. Das sind für mich ganz wichtige Werte. 1980 waren das übrigens nur 62 Prozent. Interessant, weil oft so gesagt wurde: Na ja, diese Tugenden, die wir uns so idealtypisch vorstellen, die werden heute gar nicht ernst genommen. Viele sagen allerdings auch, für sie ist Sicherheit ein sehr hoher Wert. Fast 80 Prozent sagen, dass für sie soziale Sicherheit ein sehr hoher Wert ist. Das hat deutlich zugenommen. Angesichts der Herausforderung von Globalisierung kann ich das sehr gut nachvollziehen.

Jugendliche selber sagen, sie wollen ein interessantes, erlebnisreiches und sinnvolles Leben, 55 Prozent sind bereit – oder tun es bereits – sich sozial zu engagieren. Das Umweltbewusstsein hat übrigens deutlich abgenommen.

Da sehen Sie, wie differenziert das Bild durchaus ist. In den 80er Jahren sagten zum Beispiel 83 Prozent der Jugendlichen, dass sie sich für sehr umweltbewusst halten, jetzt sagen das nur noch 59 Prozent. Da sind offensichtlich auch viele Dinge selbstverständlich geworden.

Ein oberstes Lebensziel, geben viele Jugendliche an, ist für sie ein intaktes Familienleben. 80...85 Prozent, je nach dem wie die Frage gestellt ist, sprechen sich für ein intaktes Familienleben aus, dann erst kommen der Beruf, Geld, Spaß.

Also die Spaßgesellschaft scheint schon die Gesellschaft der Älteren zu sein, nicht mehr der Jüngeren. Eine hohe Bereitschaft, etwas zu leisten wird bekundet, wenn das vielleicht auch – das muss man ja wohl bei PISA herauslesen – nicht immer gedeckt ist durch die individuellen Fähigkeiten. Aber die Leistungsbereitschaft ist außergewöhnlich hoch. Darin sehe ich eine sehr große Aufgabe für uns alle, ob als Eltern, Wirtschaftsvertreter, Lehrer oder andere gesellschaftlichen Gruppen. Ich glaube, dass wir versäumt haben – in vielen Curricula sehr deutlich spürbar – generell einen Zusammenhang herzustellen zwischen Bildungssystem und Beschäftigungssystem. Und zwar nicht in dem Sinne, dass man beides plant, sondern dass ein vernünftiges Bildungssystem, ein qualitativ geprüftes gutes Bildungssystem Voraussetzung ist für eine anspruchsvolle Entwicklung von Beschäftigung.

Wichtig ist vielleicht der Hinweis, dass nur 3,4 Prozent der Akademiker in Deutschland arbeitslos sind, aber 9,4 Prozent aus sonstigen Ausbildungswegen.

Also nach wie vor ist also ein Studium ein sehr hoher Garant – kein 100prozentiger sicherer, aber ein sehr hoher Garant – gegen Arbeitslosigkeit.

Es ist vielleicht in den letzten Jahren und Jahrzehnten zu wenig deutlich geworden, dass Bildung und Erziehung die wesentlichen Voraussetzungen für den Wohlstand einer Nation, einer Gesellschaft sind. Deshalb ist zukünftig sicherlich eine intensive Förderung der Schwachen wie der Starken nötig. Es muss mehr Leistungskontrollen geben. Es müssen die eingesetzten Ressourcen gut genutzt werden.

Es gibt Länder, die proportional weniger Geld einsetzen und trotzdem effizienter sind. Wir haben es hier mit einem klassischen Effizienzproblem zu tun.

Für mich verblüffend war, dass zum Beispiel die Frage der Evaluation, der Qualitätsanalyse von Unterricht, im Grunde genommen heute zwar verbal eine Bedeutung spielt. Aber auf Jahre hin hat nie jemand nach irgendwelchen Modellversuchen wirklich ausgewertet, was die Schüler anschließend wussten. Oder bei Modellschulen gefragt: Was kosten die denn im Vergleich zu anderen, was bringen die denn? Das ist mehr oder weniger ein freier Wildwuchs der politischen Beliebigkeit gewesen. Da werden wir jetzt verstärkt Wettbewerb bekommen und auch verstärkt Transparenz.

Noch einige Schlussbemerkungen: Deutschland hat im Bildungsbereich einen einzigen Exportschlager, den Sie alle kennen. Dieser große Exportschlager heißt »duales Ausbildungssystem«. Das ist das einzige Element in unserem Bildungssystem, um das uns andere Länder beneiden. Es wird in Asien kopiert, in Afrika und auch in Lateinamerika. Da kommen wirklich Leute aus anderen Bildungssystemen hierher, um zu fragen: Wie macht Ihr die duale Ausbildung? Ähnlich ist es im Fachhochschulbereich. Es gibt Studien der deutschen Wirtschaft, welche Ausbildung am meisten von Unternehmen geschätzt wird, wenn sie keine Spitzenforschung machen, wie Pharmaunternehmen oder technologische Spitzenunternehmen. Zum überwiegenden Teil kommen die Berufsakademien und die Fachhochschulen deswegen so gut weg, weil sie erfolgreich die Klammer schaffen zwischen Theorie und Praxis.

Diese Klammer zwischen Theorie und Praxis fehlt nicht nur an den Hochschulen, sondern auch an den Schulen. Sie haben hier auch die Arbeitskreise Schule – Wirtschaft. Das ist eine ganz wichtige Klammer, die aber trotzdem zu sehr noch vom persönlichen Engagement der Einzelnen abhängt und zu wenig permanent in alle Bildungsbereiche hinein wächst. Unternehmen kennt man oft von innen gar nicht. Wie will man diese als Arbeitsplatz erkennen? Ein Sechstel aller beschäftigten Deutschen ist im öffentlichen Dienst. Wie wollen die ihren Kindern die Wirtschaft näher bringen. Ist ja auch schwierig.

Wir müssen also Theorie und Praxis an Schulen und Hochschulen, im ganzen Bildungssystem, enger verbinden, und wir müssen unser Bildungssystem stärker dazu nutzen die Jugendlichen auf die Lebens- und Berufswirklichkeit vorzubereiten. Das ist in manchen Bundesländern – in Thüringen ganz sicher nicht – teilweise noch verpönt.

Wir müssen es schaffen, dass die Arbeitsmarktferne des Bildungswesens zurückgedrängt wird, und wir müssen die Bedeutung der Elementarbildung an den Schulen für die soziale Zukunft unseres Landes sichtbar machen. Wir können die Bildung nicht den Schulen überlassen, sondern es ist eine Gesamtaufgabe, die von allen ernst genommen werden muss. Last not least – und damit komme ich auf den Anfang meines Vortrages zurück: Die Bedeutung von Familie und Kindern muss wieder in den Mittelpunkt gerückt werden, weil Kinder wohl die entscheidendste Zukunftsinvestition in unserer Gesellschaft sind.

Ich möchte ganz bewusst auch mit dem Hinweis darauf schließen, dass ich mit der stärkeren Konzentration auf die Familie nicht meine, dass es nur ums Geld geht. Es geht vor allen Dingen auch um Zeit, die Familie braucht. Und diese Zeit nehmen wir uns alle wahrscheinlich zu wenig. Erst geht es um Aufmerksamkeit, um Interesse und dann erst ums Geld.

Die Wissensgesellschaft der Zukunft kommt. Wissen ist der wichtigste Rohstoff, den wir in Deutschland haben, der einzige noch nennenswerte Rohstoff. Die Wissensgesellschaft der Zukunft braucht Leistungsträger. Sie benötigt nicht wenige, sondern braucht sehr viele Leistungsträger. Wir können es uns gar nicht erlauben, einen großen Teil der jüngeren Generation de facto ausgegrenzt zu lassen aufgrund mangelnder Fähigkeiten.

Die allermeisten Menschen, das zeigt die amerikanische Glücksforschung, leisten gern etwas. Warum ist Sport in Deutschland so beliebt? Weil er Leistung zeigt. Was sind Ideale, was sind Idole von Jugendlichen: einerseits besonders erfolgreiche Musiker oder Bands und auf der anderen Seite besonders erfolgreiche Sportler. Oder wenn man sich umschaut: Jugendliche leisten gerne. Wie viele Eltern wären am PC abends aufgeschmissen, wenn dieser abstürzt, wenn ihre Kinder nicht da wären. Wie viele Eltern haben ihr Internet-know-how nicht der Volkshochschule oder ihrem Arbeitgeber zu verdanken, sondern ihren Kindern. Diese Fähigkeit von Kindern und Jugendlichen sich sehr schnell neue Dinge, neue Sprachen, was auch immer anzueignen, ist da. Es ist ein Versäumnis in unserer Gesellschaft, wenn wir Jugendliche nicht fordern, wenn wir ihnen die Bildung, die sie annehmen würden, nicht anbieten.

Deswegen meine ich: Wir sind den Jugendlichen schuldig, dass wir sie zur Leistung auffordern, anhalten und dass wenn wir wollen, dass wir uns in Zukunft etwas leisten können. Wir brauchen alle in der Gesellschaft, die an dieser Leistung mitarbeiten. Sie sehen, ich möchte kein düsteres Schlussbild zeichnen. Jedoch: nur wenn man den Phänomenen wirklich sehr realistisch nachgeht, hat man eine Chance, sie zu verändern. Ich möchte meinen Beitrag als Plädoyer für die Bedeutung von Erziehung und Bildung verstanden wissen und freue mich, wenn wir nachher noch mal Gelegenheit haben in dieser Gesamtrunde auch über Ihre Thesen zu diskutieren und danke Ihnen sehr herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.

Die gestörte Elternverantwortung

**Handlungskonzepte zur Minderung dieses Störfaktors
aus sozialpsychologischer Sicht**

Referent Prof. Dr. Ewald Johannes Brunner
*Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie
an der Friedrich-Schiller-Universität Jena*

Meine Damen und Herren,

herzlichen Dank für die Einladung zu diesem Vortrag, die ich sehr gerne wahrgenommen habe.

Meine Vorrednerin hat ja jetzt schon sehr viele Themen aus dem Bereich Familie angesprochen. Die Bedeutung, die Familie für Leistung hat, ist schon – sozusagen unterschwellig – dargelegt worden. Ich werde das noch verstärken, hoffe ich.

Wenn ich ein Motto suchen würde, wie gelingende Elternverantwortung aussieht, dann würde ich sagen: fördern und fordern. Beides natürlich. Fördern. Sie (Frau Löhr) haben es mehrfach genannt, an mehreren Stellen, es war ganz deutlich zu hören.

Ich darf etwas vorweg sagen zu meinen Ausführungen. Frau Löhr hat ja jetzt sehr viel Datenmaterial präsentiert. Das werde ich nicht tun, vielleicht ergänzen wir uns auch insofern. Ich werde eher versuchen mich auf die Mechanismen der Wahrnehmung von Elternverantwortung zu konzentrieren: Wie geht denn das, gelingende Elternverantwortung? Was muss denn da passieren? Und entsprechend wird ja auch die Frage gestellt: Was kann man tun, um Elternverantwortung zu stärken? Das ist ja auch mein Thema.

Wenn ich mir jetzt in den nächsten 20 Minuten Elternverhalten anschau, unter einem psychologischen Gesichtspunkt natürlich, dann ist das mein Metier. Ich bin Psychologe. Dann tue ich das nicht nur, um den Mikrokosmos Familie jetzt ein bisschen genauer anzuschauen. Sondern das, was ich gerade gesagt habe, fördern und fordern, gilt ja auch als bildungspolitisches Prinzip. Sie (Frau Löhr) haben es ja deutlich genug gesagt, ich kann das nur noch mal wiederholen.

Und die Mechanismen, die ich im Auge habe, und daraufhin anschau, wie denn das wirklich gute Elterverhalten, das verantwortliche Elternverhalten, aussehen könnte, das auch zu Leistungen führt, diese Mechanismen gelten im Prinzip auch für das politische Handeln und für das Handeln im öffentlichen Raum, also auch für die berufliche Bildung und Ausbildung, auf die ich jetzt weniger zu sprechen komme. So viel an Stichworten vorweg.

Es geht in meinen Ausführungen sehr viel um Verstehen, Verständnis, um Kooperation. Das Beispiel, das Sie, Frau Löhr, nannten, mit den vielen Lehrverhältnissen, die abgebrochen werden: Sie (Frau Löhr) haben gesagt, man muss besser aussuchen. Das ist richtig. Das würde ich gleich ganz dick unterstreichen, aber ich würde noch eins draufsetzen. Ich würde nämlich sagen, man muss nicht nur gut aus-

suchen, man muss auch gut begleiten. Also stellt sich auch die Frage der Kooperation für mich und Sie werden sehen, wo.

Und das zweite ist Integration. Ich war erstaunt über die Zahl der Kinder mit einem ausländischen Elternteil. Für den westlichen Teil der Republik hätte ich es nicht anders vermutet, aber für den östlichen, da war ich überrascht. Ich würde das auch nicht unter dem Gesichtspunkt eines Defizits beschreiben, ich würde das auch wieder unter dem Gesichtspunkt der Herausforderung beschreiben. Was steht dann also an? Und deswegen schwöre ich Sie jetzt schon auf Kommunikation ein, das ist nämlich mein Steckenpferd. Ich habe vor 27 Jahren mit Familienstudien angefangen und mich sehr stark mit Familienkommunikation auseinander gesetzt. Das werde ich nicht verheimlichen können, das will ich auch nicht. Wozu auch?

Zunächst einmal ist es klar, dass es diese gesamtgesellschaftliche Perspektive gibt und dass ich die auch nicht ignoriere. Ich gebrauche oft das Beispiel vom Ökosystem, wenn ich sage: Wenn ich die schönste Idee habe von einem Ökosystem, zum Beispiel von einem Teich mit Pflanzen und Tieren; wenn das Wasser abgestellt wird, dann ist es aus, dann kann ich das Ökosystem vergessen. Ein Ökosystem steht und fällt mit den Umgebungsbedingungen. Also das heißt: Wenn ich das System Familie anschau nachher, muss ich natürlich immer die Umgebung mit bedenken und die darf ich niemals auslassen. Mein erster Teil – also Elternhandeln gesamtgesellschaftlich gesehen – ist relativ kurz:

Über Elternhandeln reden heißt über Familie reden. Und die Diskussion über Familie finde ich ausgesprochen ambivalent. Auf der einen Seite wird betont, Familie ist Keimzelle für ein gesundes Gemeinwesen. Auf der anderen Seite hört man den Abgesang auf die Institution Familie. Familie sei ein Auslaufmodell, sei in Auflösung begriffen. Dies könnte man angesichts der Zahlen, die Frau Löhr genannt hat, vielleicht auch befürchten. Man zitiert hohe Scheidungsziffern und die Heiratsmüdigkeit. Es ist klar, so eine öffentliche Demonstration von Familie ist nicht gerade sehr erheiternd und da fällt kein so vorteilhaftes Licht auf etwas, was nun gefördert werden soll.

Aber nun lassen Sie mich aus psychologischer Perspektive sagen, weshalb es sich wirklich lohnt. Wir wissen aus allen Bereichen der Studien in Entwicklungspsychologie, in Sozialpsychologie, in der kognitiven Psychologie, wo es um Lernen geht und um Leistung, dass die Grundlagen für alle diese Prozesse in der Kindheit gelegt werden,

in der frühen Kindheit, in der allerfrühesten Kindheit. Das berühmte Fenster, das Sie (Frau Löhr) vorhin aufgemacht haben für das Lesen, das gilt für die intellektuelle Entwicklung insbesondere für die Zeit 1. bis 3. Lebensjahr.

Erstaunlicherweise fällt in diesen Jahren die Entscheidung. Nachher, wenn wir mit Vorschulerziehung kommen, sind wir eigentlich schon ein bisschen spät dran. Und mit der Schulerziehung erst recht. Das ist Fakt.

Deswegen muss Familienförderung stattfinden. Da sind die Defizite, da muss gefördert werden.

Ich greife einen Punkt auf, den Sie (Frau Löhr) genannt haben, die Akademikerinnen zwischen 30 und 40, die kinderlos sind. Wenn man umgekehrt schaut: Wie sieht es aus mit den Zukunftserwartungen? Viele Untersuchungen, ich kenne mehrere, bestätigen, was Jugendliche eigentlich als Vision haben. Sie wollen Familie. Sie wollen Partner, Kinder, egal, ob Sie junge Männer oder junge Frauen fragen. Und sie wollen natürlich auch ihren Beruf realisieren.

Also sie wollen im Grunde beides, Beruf und Familie. Wie man das schaffen kann, das wissen die Frauen am allerbesten. Es ist nicht so einfach. Deswegen gibt es ja so etwas wie Auszeichnungen für familienfreundliche Unternehmen. Ich kann Sie nur, wenn Sie Unternehmer sind, darin ermutigen, Familie so zu unterstützen, dass Sie die Bedingungen der Arbeitsmöglichkeiten der Frauen so gestalten – auch für die Männer natürlich, aber besonders für die Frauen –, dass die Frauen beides realisieren können: Familie und Beruf.

Familie aus psychologischer Sicht ist etwas, das mit mehr als nur mit ökonomischen Kategorien zu beschreiben ist. Das haben Sie (Frau Löhr) ja angedeutet. Das bloß materielle Denken, das bloß Investieren darin ist natürlich zu wenig. Und zwar deshalb, weil das Selbstverständnis, also das, was wir als Selbstsicherheit, als soziale Kompetenz bezeichnen, auch früh angelegt und früh entwickelt wird, im 1. Lebensjahr, 2. Lebensjahr, 3. Lebensjahr. Entschuldigen Sie, dass ich das so stereotyp wiederhole, aber es scheint mir wichtig, dass Sie das wissen.

Familie ist der Nährboden für die optimale emotionale Entwicklung, soziale Entwicklung des Menschen.

Und als Drittes nenne ich Ihnen jetzt gerne, weil das ist ja auch mein Fachgebiet, pädagogische Psychologie: Familie ist auch der Nährboden für die intellektuelle Entwicklung.

Und da gibt es eine Reihe von Studien, die alle zeigen: Die Förderung, die intellektuelle Förderung beginnt eben in diesem sehr, sehr frühen Zeitfenster. Das, was da an Weichenstellung passiert, denken wir nur mal ans Sprachen lernen. Sprachen lernen geht dort so leicht, dass man im Grunde die Kinder in der Vorschule und vor der Vorschule mit Fremdsprachen bekannt machen müsste, ihnen also die Möglichkeit gibt, Fremdsprachen zu lernen. Die Kinder in Familien, in denen zweisprachig gesprochen wird, haben ja diesen Vorteil sozusagen von der Natur her.

Wir wissen das zum Beispiel von dem Gesichtspunkt der Motivation, der Leistungsmotivation. Leistungsmotivation ist etwas, was auch bereits im Vorschulalter ganz entscheidend beginnt. Etwa mit dem Alter von 3 Jahren ist der Mensch intellektuell in der Lage, einen Gütemaßstab anzuwenden, also zu vergleichen.

Es gibt da ein berühmtes Experiment: Da sitzen sich zwei gegenüber, die bauen einen Turm – Wetteiferspiel. Und in diesem kleinen Experiment kann man sehen, wenn man das mit Zweijährigen macht, dann funktioniert das noch nicht, die machen das spielerisch, aber haben noch keinen Wettbewerbsgedanken. Wenn man das mit den Dreijährigen, Dreieinhalbjährigen macht, dann ist das ganz eindeutig, dass sich so was entwickelt wie Leistungsmotivation.

Das heißt: Auch das liegt früh. Und wir wissen aus vielen Studien, dass die Eltern es sind, die das fördern. Und das ist jetzt nicht eine Frage der Schicht. Schicht, da denken wir immer an Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht oder irgend so etwas. Die Förderung kann ja auch ganz von unten, also kann in der Unterschicht da sein – theoretisch. Dass sie oft nicht da ist, das steht auf einem anderen Blatt. Ich frage jetzt einfach psychologisch nach dem, was passieren sollte, wenn man Familie aus dem Grund unterstützt, weil man weiß, dass in diesem frühen Alter alles das angelegt wird, was für später so händierend benötigt wird. Später ist es schwerer, Sie (Frau Löhr) haben es angedeutet, aber es ist nicht unmöglich.

Mein zweiter Abschnitt lautet: Wie lässt sich verantwortliches Elternhandeln beschreiben? Wie kann Familie das leisten, was an psychologischem Rückhalt erforderlich ist?

Es ist sicherlich möglich, so etwas wie angeborene Mechanismen anzunehmen. Es gibt das so genannte Kindchenschema. Also wenn ich Kinder, ganz kleine Kinder, mit den rundlichen Formen und tollpatschigen Bewegungen wahrnehme, dann bin ich aggressionsge-

hemmt, sagen die Ethologen, also Konrad Lorenz. Das heißt, es gibt so etwas wie einen Instinkt dafür, dass man hier förderlich ist. Aber das reicht ja nicht aus. Den Instinkt können wir also nicht bemühen.

Wir müssen, ich sage es so, eine Ethik der Verantwortung leben, eine Ethik der Verantwortung, die Eltern ihren Kindern gegenüber mit Kopf, mit Herz und Hand wahrnehmen. Ich benutzte die drei Begriffe von Pestalozzi, er meint sie etwas anders, aber um das zu verdeutlichen. Mit dem Kopf, also mit Überlegung, mit Gedanken, mit Klugheit, mit Sachverstand. Mit dem Herzen, also mit Gefühl und mit Hingabe, natürlich auch mit der Hand, mit dem Tun, mit der Tatkraft.

Die berechnete Frage ist natürlich: Wo lernen die Eltern dieses verantwortliche Elternhandeln mit Kopf, Herz und Hand, wenn die angeborenen Verhaltensmuster nicht ausreichen? Nun, wenn ich mir diese Mechanismen – ich habe ja schon angedroht, dass ich ein bisschen eine kleine Psychologielektion hier halten werde – ich hoffe, dass ich es kurz machen kann, wenn ich mir diese Mechanismen genauer angucke, dann könnte ich sagen: Ist das nicht das, was wir kennen mit den Stichworten »Zuckerbrot und Peitsche«? Sind das nicht die Instrumente, die ich anwenden muss, um sozusagen, alles das, wovon die Rede war, nämlich das Lernen, die sozialen Verhaltensweisen, das emotionale Lernen, das Selbstgefühl, die Motivation – alles das, lerne ich das nicht am besten mit Zuckerbrot und Peitsche?

Ich fasse mich da jetzt recht kurz. Mit der Peitsche ist es ein bisschen schwierig. Die Peitsche hilft schon manchmal, aber sie ist relativ ungeeignet aus mehreren Gründen, auf die ich jetzt nicht im Einzelnen zu sprechen kommen will. Wenn Sie mich unbedingt dazu befragen wollen, dann tun Sie es hinterher. Es ist einfach so, dass Sie durch Strafen, durch Liebesentzug zwar Verhalten reduzieren können, aber nicht löschen. Deswegen funktioniert alles das nicht, was auf einem Strafsystem aufgebaut ist, rein psychologisch gesprochen. Wenn Sie nur Verkehrserziehung machen mit Blitzen, mit Knollen, das funktioniert nicht. Wenn Sie es anders herum machen würden, hätten Sie viel mehr Erfolg, aus psychologischer Sicht, ich spreche immer als Psychologe. So, das ist nur ein Beispiel für mich, das ich immer gerne anführe. Strafen in der Erziehung ist ein großes Problem, weil ich unter Umständen etwas verhindere natürlich, was schlimmer ist.

Ich habe das kleine Beispiel mir notiert hier im Manuskript: Das ganz kleine Kind will über die Straße rennen. Die Mutter ist natürlich verzweifelt, es soll ja nicht ins Auto rennen und rennt hinterher und gibt ihm einen kräftigen Klaps. Ist verständlich. In dieser Situation

hat die Mutter ja keine andere Chance, wirksam zu handeln und dann wirkt vielleicht auch dieser Klaps. Also insofern will ich nicht sagen bei Zuckerbrot und Peitsche, das eine ist ganz schlecht, das andere ist vielleicht gut. Ich wende es mal auf die Geschichte mit PISA an. Wenn ich jetzt bloß mit der Peitsche komme und sage, ja, diese Nation hat nur Prügel verdient, das kann ich auch prognostizieren als Lernpsychologe, wird nicht viel passieren. Nur Druck ausüben, nur jemand an den Pranger stellen und sagen: unter dem letzten Drittel usw. Sie haben alle die Zahlen gehört. Das ist keine sehr erhebende Perspektive.

Nun wie sieht es aus mit Zuckerbrot. Das ist besser natürlich, klar. Wir haben sehr viele Studien, die zeigen, dass das Bekräftigen von Verhaltensweisen sehr wirksam ist. Aber auch da kann ich natürlich sagen, soziale Verstärker sind die wichtigeren, sind die wertvolleren als die materiellen Verstärker. Natürlich kann ich ein System erfinden, etwa, jeder Einser wird mit 2 Euro belohnt, jeder Zweier mit 1 Euro oder irgend so etwas. Ich weiß nicht, wie Sie das intern jetzt in den Familien regeln. Wertvoller sind, wie gesagt, die sozialen Verstärker. Für junge Menschen, für Kinder kann das tatsächlich unter Umständen etwas sein, das fördert. Das will ich nicht ausschließen. Aber auf der anderen Seite muss man sagen: Alle Menschen, auch die Kinder, sind natürlich keine Dressurobjekte wie die Zirkustiere. Deswegen kann man das auch nicht beliebig machen. Das zeigen auch Studien, dass man mit Verstärkern sehr vorsichtig umgehen muss.

Zuckerbrot und Peitsche – das sind zwei wirkliche klassische, seit Adam und Eva, zwei klassische Instrumente der Erziehung. Aber wenn ich noch mal auf meine Begriffe komme, nämlich Verstehen, Verständigung, Kooperation, Integration, ich glaube, Sie werden zumindest schon intuitiv erahnen, dass das nicht so richtig funktionieren kann. Deswegen komme ich jetzt zu meinem Thema: Kommunikation. Und ich würde sagen, alles spricht dafür, dass dieses Vorankommen, dieses Fördern und Fordern einfach über Kommunikation läuft, über Interaktion. Das heißt über Worte, über Austausch von Gefühlen. Und jetzt werden Sie nicht erstaunt sein, wenn ich Ihnen eine kurze Passage zitiere. Das ist nur diese, die ich hier habe. Die habe ich aus einem Buch eines englischen Familienpsychologen selbst übersetzt. Das ist meine eigene Übersetzung, etwas frei, aber ich denke, Sie verstehen, wie optimale Elternverantwortung aussieht, wenn ich Ihnen dieses Zitat vorlese. Der Autor heißt übrigens Neill Frude und das Buch, das ist ein Buch über Familienpsychologie, ist 1991 erschienen.

Zitat: »Bei offener und effektiver Kommunikation ist für die am Gespräch Beteiligten klar, worum es geht. Und es ist immer offenkundig, an wen sich eine Mitteilung richtet. Fragen werden klar formuliert und vollständig beantwortet. Gesprächsbeiträge haben ein klares Ende. (Anm. von mir: Die Kommunikationsregeln, die gelten für das gesamte zwischenmenschliche Zusammenleben, nicht bloß in der Familie.) Die Art und Weise, wie eine Mitteilung geäußert wird, stimmt fast immer mit dem verbalisierten Inhalt überein. Die Familienmitglieder sind in der Lage, ihren Meinungen, Hoffnungen und Befürchtungen frei und ohne Angst Ausdruck zu verleihen. Es wird den einzelnen nicht verboten, ihre Gefühle offen auszusprechen. Nicht alle Aspekte des Familienlebens werden jedoch offen besprochen. Das Bedürfnis nach privatem Raum wird respektiert. Konfliktthemen werden offen angesprochen und die Familienmitglieder gehen konstruktiv mit ihnen um. Sie führen offene Diskussionen, gehen in Verhandlungen ein und treffen Beschlüsse oft als Kompromisse. Konflikte werden auf diese Weise nicht nur geregelt, sondern die Differenzen werden auch befriedigend gelöst.«

Das ist sehr komprimiert. Das Zitat zeigt wirklich – ich habe selbst eine Ausbildung als Familientherapeut, als Familienberater – was sich in der Praxis des Umgangs mit Familien, aus der Beratung von Familien, der Arbeit mit Familien herausgestellt hat als die zentralen Regeln der Kommunikation. Diese Regeln können Sie wirklich allgemein anwenden. Das heißt, das erste ist eine Art von positiver Einstellung. Die gilt immer. Ihre Einstellung kommt immer zum Tragen, z.B. in dem, was Sie an politischem Programm aufstellen, was Sie behandeln, auch in Ihren Thesen: es muss eine innere Haltung sein, das kann nicht bloß ein Stück Erklärung auf dem Papier sein, das ist klar.

Das zweite ist dann natürlich diese Art von Kontakt und Offenheit, die nötig ist. Wenn das die Kinder erleben, dann ist das die halbe Miete. Wenn die Kinder diese Art von offener Auseinandersetzung, sag ich mal, Auseinandersetzung in der Familie erleben, dann sind die Weichen richtig gestellt. Leider haben wir natürlich manchmal auch das andere.

Weshalb ich so ein bisschen spät kam, weil ich eine Prüfung abhalten musste heute Mittag und die Kandidatin hatte als Thema »Gewalt in der Familie«, Missbrauch – Gewaltmissbrauch in der Familie. Ein sehr, sehr schwieriges Thema. Das haben wir ja auch. Wir haben eine sehr, sehr hohe Dunkelziffer. Und wenn wir nach Gründen fragen, weshalb vieles nicht funktioniert, z.B. später im Arbeitsleben, das ist für mich als Familienpsychologin ganz klar, da liegen viele Wurzeln in der frühen Kindheit oder überhaupt in der Kindheit und Jugend.

Ich mache Sie noch auf einen einzelnen Mechanismus aufmerksam, das ist etwas, was wir als Familientherapeuten sehr stark beachten, das Zusammenspiel: also wir reden nicht von einem einzelnen Verhalten, sondern von dem aller Personen, die an einer Kommunikationssituation beteiligt sind. Ich nehme mal das Beispiel von dem Kind, das auf die Straße rennt: Das ist ja nicht alleine. Da ist die Mutter, die ist sehr nervös und handelt auch richtig, und vielleicht läuft ja auch der Vater oder ein anderes Kind noch mit. Wir müssen jetzt die Situation als Ganzes sehen und das, was dieses kleine Stückchen Familienalltag, nur mal über die Straße gehen, zeigt, ist ein filigran verflochtenes Ineinander von Verhalten. Das können wir immer beobachten. Wir sprechen dann von Mustern. Wir sprechen von ganz bestimmten Mustern. Ein schönes Muster, leider, scheint irgendwie typisch zu sein für unsere Kultur, sagen die Familientherapeuten: Die Frau nörgelt, der Mann zieht sich zurück, die Frau nörgelt wieder, der Mann zieht sich wieder zurück usw., usw. Man kann dann immer schwer sagen, wo der Anfang gewesen ist.

Ich habe sehr viel über Schüler und Lehrer und ihre Beziehungen zueinander gearbeitet. Man kann Muster auch bei den Schüler-Lehrer-Verhältnissen sehen: der Lehrer weist einen Schüler zurecht, der Schüler macht irgend etwas im Sinn einer Störung, der Lehrer weist ihn erneut zurecht, der Schüler stört weiter, das geht immer so weiter und wenn sie nicht gestorben sind, usw.

Ein zweites Beispiel, das vielleicht schon ein bisschen differenzierter für solche Verhaltensmuster ist: Eine Mutter bemuttert ihr Kind in überfürsorglicher Weise, das gibt es ja auch. Das Kind »lässt sich bedienen«, bleibt unselbständig, die Mutter behält ihre Übersorglichkeit und opfert sich für ihre Überfunktion auf. Da kann man von einem mütterlichen Burn-out sprechen. Das Kind entwickelt eine Haltung des Sich-versorgen-lassens und bleibt in Unselbständigkeit. Wir haben ja tatsächlich so etwas wie »Verwöhnung«. Das ist die Schattenseite der Spaßgesellschaft, dass sozusagen die Leistungsforderungen von vielen Kindern und Schülern nicht mehr akzeptiert werden.

Und ein Grund, ich bin sehr vorsichtig, könnte in solchen dysfunktionalen Mustern liegen, dass Eltern aus Bequemlichkeit – ich weiß es nicht – aus Rücksicht auf eine allgemeine Stimmung und auf den Zeitgeist so handeln: Man macht das nicht, man ist nicht so, dass man fordert und dass man Grenzen setzt. Dabei ist das das Allerwichtigste, und ich komme noch auf einen allerletzten Sachverhalt zu sprechen.

Sie hören oft den Begriff Beziehungskiste. Das ist ein schöner Begriff für Familie. Familie lebt ja sozusagen in einem Raum, der geschützt ist. Das ist sehr wichtig, es ist ja der letzte Rest von Privatheit, den wir haben, und den brauchen wir auch. Wir brauchen diese Stelle, wo wir Unterstützung finden, wo wir Erholung finden, wo wir Anerkennung finden, ja.

Es kann natürlich sein, dass einige Zeitgenossinnen und -genossen das missverstehen und sagen, Beziehungskiste, das heißt, Kinder haben dieselben Rechte wie die Eltern. Das ist gefährlich. Kinder sind Kinder und die Eltern haben die Verantwortung für das Familienleben, nicht die Kinder haben zu bestimmen, was in der Familie passiert, sondern die Eltern. Das ist natürlich ein bisschen zu differenzieren, wenn die Kinder älter werden. Und insofern muss ich sagen, ist die Familieninteraktion für mich ein bisschen ein Paradigma für die Interaktion in anderen Situationen, z.B. in der Lehrlingsausbildung. Ein Meister und sein Lehrling sind ein Kommunikationssystem. Wenn der Meister nur seinen Stiefel hat und so ja, immer nur eins drauf und was weiß ich was, kann es passieren, dass der Lehrling natürlich ausbüxt. Er kriegt keine Chance, im Verweigern sieht er seine Chance. Das ist natürlich nicht so sehr erhebend. Das haben Sie sehr schön gesagt vorhin, Frau Löhr. Also das wäre für mich zum Beispiel ein solches Kommunikationsmuster, das dysfunktional ist. Aber gehen wir auch auf größere Ebenen.

Ich denke mal, das ist in der politischen Landschaft nicht sehr viel anders, und ich glaube, dass wir viele gesellschaftlichen Probleme anders angehen würden, wenn wir dieses miteinander Leben, das sich ja immer im gegenseitigen Verstehen, eine Sprache finden usw. ausdrückt. Wenn wir das pflegen würden, dann hätten wir viele Probleme los. Das klingt sehr einfach, aber ich denke mal: Muss denn die Lösung von PISA darin liegen, dass wir Milliarden wieder investieren oder liegt es nicht vielmehr auch darin, dass wir zu ganz simplen Dingen wieder zurückkommen, zu gegenseitiger Anerkennung?

Ich bin vorhin interviewt worden von Frau Sommer für den Mitteldeutschen Rundfunk. Sie hat mich gefragt, ja, was muss man tun? Da habe ich auch gesagt: Eltern fördern, Eltern fordern. Es klingt einfach und vielleicht ist es auch nicht so schwierig und kostet auch nicht so viele Milliarden bewusst zu machen – Bewusstsein zu wecken – für das, was in den Familien läuft, für das, was ich Ihnen versucht habe durch so ein paar kleine Beispiele und durch das Zeitfenster zwischen

o und 3 anzudeuten. Es kostet nicht viel, aber es kostet uns die Anstrengung, die Anerkennung des anderen, die Anerkennung der Familie, die wir sehen als die wichtigste Trägerin des Bildungsgutes, die Familie, nicht die Schule.

Die Schule ist sekundär, ich will nicht die Bedeutung der Schule herabmindern, da würde ich sofort den Zorn aller Leute auf mich ziehen, die sich mit Schule befassen. Und dazu bin ich auch zu viel mit Schulthemen befasst. Ich arbeite auch sehr intensiv mit Lehrern zusammen, natürlich.

Aber doch nicht jetzt wieder: ein Bereich Elternschaft, ein Bereich Schule. Sondern, wenn Sie mich fragen, was muss passieren – das muss zusammenwachsen. Warum gibt es das nicht, dass Eltern und Lehrer zusammenarbeiten, warum ist das immer so ein trauriges Kapitel? Ich habe schon so viele Lehrertrainings gemacht, also mit erwachsenen Lehrern, mit ausgewachsenen Lehrern, die schon lange im Beruf sind, und sie zittern vor den Elternabenden oder umgekehrt. Wenn ich Eltern höre, was sie von den Lehrern erzählen, das erschauert mich. Ja, warum gibt es nicht das Miteinander, warum verfällt man nur in diese alten Muster einer dysfunktionalen Kommunikation, statt das einfach zu lernen, aufeinander zuzugehen, sich zu respektieren und dann anzufangen miteinander etwas für die Kinder zu tun.

Dasselbe wäre die Frage des Umgangs mit den Medien. Auch da gibt es ja die Besorgnis, ja die Kinder konsumieren zu viel, sie sitzen zu viel vor dem Fernsehen, und das macht dumm. So einfach kann man es sich ja sicher nicht machen. Es gibt ja genau die Kehrseite, es gibt so viel Interessantes in den Medien, es gibt im Fernsehen so viel gute Sendungen, also man kann es sich nicht einfach machen. Man kann natürlich sagen, es gibt zu viel Gewalt, zu viel Blut, das ist ja ganz klar. Also ich denke mal, da brauchen wir gar nicht zu diskutieren. Wenn jemand anderer Meinung ist, dann soll er sich mit mir anlegen. Auch hier denke ich, es hat keinen Sinn, Verbote aufzustellen, Schüler dürfen keine Waffen in die Schule mitnehmen oder so was. Das ist ja eigentlich absurd, wenn wir Waffenkontrollen am Schultor machen.

Etwas anderes müsste passieren: der Geist des miteinander Redens, des miteinander Lebens gepflegt werden. Und dann brauchen wir keine Waffenkontrollen. Das sage ich immer etwas provokativ, vielleicht sind Sie nicht einverstanden, dann können wir das ja noch diskutieren.

So, jetzt komme ich zu meinem letzten Teil, relativ kurz. Was kann man sozusagen noch tun von außen, um verantwortliches Elternverhalten zu stärken? Ich habe schon angedeutet, es fehlt an Informationen, es könnte mehr Elternliteratur geben, mehr Filme spezifisch für Eltern, also Sendungen für Eltern. Es gibt ja schon Elternzeitschriften, da muss ich ehrlich gestehen, die kenne ich nicht so gut, ob die pädagogisch wertvoll sind oder nicht. Aber ich mache gerade ein Hochschulseminar mit Studierenden über Elterntrainings, das hat erst gestern angefangen und da werde ich mich auch mal intensiv mit diesem Thema befassen. Also das sind ja nur wenige Beispiele. Kurse oder Elternführerschein? Warum soll man nicht so etwas überlegen.

Allein vielleicht der Begriff »Elternführerschein« könnte uns weiterbringen. Wenn man nachdenkt, ja, was brauchen Eltern alles. Sie haben ja nicht mehr die Möglichkeit, verantwortliches Elternhandeln zu beobachten, wie vielleicht noch in unserer Generation, als es noch Großeltern gab, die im Haus waren. Es wird schwieriger für junge Eltern, besonders wenn sie berufstätig sind, so etwas leicht anzugehen.

Also man kann unterstützen, alles das, was in diesen Programmen geschaffen wird, aber Sie haben – glaube ich – das Prinzip verstanden, das Hartmut von Hentig, einer der wichtigen Pädagogen, er ist der Gründer der Laborschule in Bielefeld, als pädagogisches Prinzip formuliert hat: die Menschen stärken und die Sachen klären.

Ganz einfach. Ich sage, das pädagogische Programm muss nicht besonders schwer sein, die Menschen stärken und die Sachen klären. Da ist viel Sprengkraft drin und die könnte uns weiterbringen in der Frage, wie wir verantwortliches Elternhandeln stärken können.

Podiumsgespräch

Geführt von Dieter Lücke
Chef vom Dienst der »Thüringischen Landeszeitung«

mit den Referenten Mechthild E. Lühr
*Lühr & Cie. Personal- und Unternehmensberatung und
Vorsitzende des BDA-Arbeitskreises
»Allgemeinbildendes Schulwesen«*

Prof. Dr. Ewald Johannes Brunner
*Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie
an der Friedrich-Schiller-Universität Jena*

sowie Dr. med. Wolf-D. Höpker
*Präsident des Landesverbandes
der Freien Berufe Thüringen e.V.*

Walter Botschatzki
Präsident des Verbandes der Wirtschaft Thüringens e.V.

Bernd Meier
Geschäftsführer Bildung bei der Handwerkskammer Erfurt

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

wenn Sie draußen in unserer Gesellschaft fragen: »Wat ist Leistung«? Ich habe bewusst jetzt gesagt: Wat(t) ist Leistung, dann sind Sie nämlich bei dem, was eigentlich der Kern ist: Watt ist Leistung oder beschreibt Leistung, Arbeit durch Zeit. Die Formel an sich, die hilft uns bei dem Thema, das wir hier jetzt besprechen, nicht weiter. Trotzdem möchte ich die beiden Stichworte hier zu Beginn nennen, weil ich glaube, dass diese Begriffe selbst mit dem Problem an sich zu tun haben: Arbeit—Zeit.

Ich übe ja nun selbst einen Beruf aus, der, nach dem, was ich heute hier in den Vorträgen gehört habe, eigentlich auf die Schiene der etwas Vorbildlicheren eingestuft werden müsste. Im ersten Teil aber nur, weil Journalismus ein ewiger Weiterbildungsprozess ist. So könnte ich mich ja beruhigt zurücklehnen. Ich muss dann aber gleich wieder einschränkend dazu sagen: Der Journalistenberuf ist im Kern ein familienunfreundlicher Beruf. Viele Singles gibt es da, aber das hat auch mit dem Alltag zu tun.

Vorweg möchte ich meinem Podium ganz gezielt die Frage stellen, weil das ja unser Thema ist:

Kultur der Leistung. Was verstehen Sie darunter konkret?

Herr Botschatzki, vielleicht fangen wir einfach mal bei Ihnen an:

Als Kultur der Leistung würde ich in dem Sinne der Bildung verstehen, über die wir uns ja heute unterhalten: Dass wir als Gesellschaft – und dort sehe ich eigentlich Familie, Schule, Wirtschaft und Politik –, dass wir uns bemühen als die vier Grundsäulen, ich würde sie sogar als die vier Grundsäulen der Bildung bezeichnen, unseren Jugendlichen, unseren Mitarbeitern all das zu geben, womit sie ihren Lebensinhalt, ihren Arbeitsinhalt und damit auch ihren Lebensstandard gestalten können.

Und Frau Löhr hat gesagt, wenn ich die Studie PISA und die Studie Shell nebeneinander lege, dann kommt bei mir der Gedanke hoch, dass wir als Gesellschaft über Jahre versagt haben, weil wir unseren Jugendlichen nicht das gegeben haben, was sie eigentlich wollen.

Wenn die Shell-Studie aussagt, junge Menschen wollen Leistung, sie wollen Bildung, und wir haben heute zu verzeichnen, dass wir in der PISA-Studie ganz hinten liegen und wir spüren es ja tagtäglich im Betrieb, dass irgendwas in der Bildung nicht stimmen muss, ansonsten würden wir bessere Leistungen und bessere Schüler zur Ausbildung bekommen, dann glaube ich, dass wir uns in den nächsten Jahren – und das ziemlich schnell – darauf konzentrieren müssen, unsere Jugendlichen das zu geben, was sie verlangen, um ihren Lebensweg gehen zu können.

Sehen Sie das jetzt nur aus dem Blickwinkel des Arbeitgebers, aus den Anforderungen des Arbeitgebers, Herr Botschatzki?

Ich sehe das nicht nur aus dem Blickwinkel des Arbeitgebers. Ich glaube, in der Überschrift Kultur und Leistung ist ja auch die Kultur drin. Unter Kultur verstehe ich die gesamte Gesellschaft, die Lebenskultur, in der wir leben. Wir müssen unsere Jugendlichen auf diese Lebenskultur vorbereiten, die wir nun mal haben. Und wir müssen sie vor allem darauf vorbereiten, dass wir doch ein vereintes Europa werden. Und hier werden sich einige Dinge ändern, die wir rechtzeitig der Jugend rüberbringen müssen.

Herr Meier, vielleicht auch an Sie die Frage: Was verstehen Sie unter der Kultur der Leistung konkret?

Herr Botschatzki hat das aus meiner Sicht eigentlich schon sehr umfassend beschrieben. Vielleicht, weil Sie noch mal die Nachfrage gestellt haben: »Sehen Sie das aus der Sicht der Arbeitgeber oder wie sieht man das?«

Ich glaube, diese Frage Bildung darf man oder muss man unbedingt nur von dem Lernenden aus betrachten. Wenn wir anfangen, das von unterschiedlichen Gesichtspunkten aus zu betrachten, dann machen wir, glaube ich, einen grundsätzlichen Fehler.

Wir hatten die ganzen Jahre konkrete Forderungen an die Ausbildungsreife und das Ausbildungsniveau. Jetzt haben wir, und das ist ein Vorteil dieser PISA-Studie, eine einheitliche Gesprächsgrundlage. Wir wären ganz schlecht beraten, wenn wir uns jetzt gegenseitig Schuldzuweisungen machen würden und uns jetzt mit der Frage aufhielten, wer denn jetzt hier an diesem Prozess am meisten schuld ist oder wer nicht.

Es geht jetzt darum, dass in den vier Säulen, die auch gerade angesprochen worden sind, gemeinsam Überlegungen angestellt werden, wie wir insgesamt – jeder auf seinem Gebiet und möglichst zusammen – unseren Jugendlichen so ein Rüstzeug mit auf den Weg geben, dass sie unabhängig von dem zukünftigen Bildungsweg – wie er auch verlaufen mag – befähigt werden, die Hürden auf ihrem persönlichen Lebensweg bewältigen zu können.

Schönen Dank.

Herr Dr. Höpker, Sie haben sich ja im Vorfeld im Verband der Freien Berufe auch Gedanken gemacht und einiges dazu erarbeitet. Ist das, was wir gerade gehört haben, ist das im Kern, im Tenor deckungsgleich mit dem, was Sie an Thesen da formuliert haben?

Ja, das ist so, und ich möchte das noch mal bekräftigen. Das ist eigentlich unabhängig, ob das Arbeitgeber sind oder wer auch immer, das ist eigentlich auch parteiübergreifend, wenn wir diese Verbindung herstellen wollen und beschreiben: Die Kultur der Leistung, das ist im Grunde genommen ein feststehender Begriff. Aber es betont eigentlich noch mal die Schwerpunkte, die wir auch gesetzt haben möchten: dass wir diesen Erfordernissen, die hier in zwei Vorträgen schon beschrieben worden sind, dass wir ihnen wirklich nachkommen und sie ausfüllen müssen. Leistung allein, wie immer man sie jetzt definieren möchte, muss auch auf die entsprechende Art und Weise erfolgen.

Danke schön. Ich möchte an dieser Stelle jetzt mal meine Gesprächspartner und die Referenten von vorhin auf folgenden Problemkreis eingehen lassen: Ich weiß, dass Leistungsbereitschaft sehr stark von Perspektiven abhängt. Und wenn wir mangelnde Leistungsbereitschaft in unserer Gesellschaft beklagen und wenn wir dazu auffordern, eine entsprechende Kultur zu schaffen, die mehr Leistungsbereitschaft fordert, dann kommt man ja nicht umhin zu sehen, dass es viele Menschen gibt, die aus ganz unterschiedlichen Gründen glauben, keine oder eine, sag ich mal, schlechte Perspektive zu haben.

Was tut man denn dann? Denn die Leute, vielleicht das noch hinzugefügt, die sich wie wir hier damit beschäftigen, die, da könnte man zumindest der Meinung sein, sind ja im Thema, die kümmern sich ja.

Doch geht es nicht eher um jene, die sich bisher nicht kümmern, weil sie vielleicht wirklich keine oder eine schlechte Perspektive haben?

.....

Frau Löhr:

Vielleicht kurz noch mal zur ersten Frage, was für mich Leistung ist: Also für mich ist es die Bereitschaft und die Fähigkeit – eigentlich beides. Es gibt Leute, die sind leistungsbereit aber nicht leistungsfähig, und es gibt Leute, die sind leistungsfähig aber nicht leistungsbereit. Ich brauche also, damit ich zu einer gewissen, für die Gesellschaft, für den Betrieb wahrnehmbaren Leistung komme, ziemlich viele Faktoren. Das heißt, was auch bei dem entwicklungspsychologischen Vortrag vorhin deutlich wurde: Leistungsbereitschaft ist ein Persönlichkeitsmerkmal, das durch nichts anderes ersetzt werden kann.

Was machen wir denn mit denen, die im Prinzip nicht leistungsfähig sind und nicht leistungsbereit und die in unserer Gesellschaft gar keine so kleine Gruppe sind? Da würde ich zunächst mal auf die einzelnen Elemente von Leistung eingehen, zum Beispiel auf Anstrengung, Ausdauer oder Einsatzbereitschaft, Teamfähigkeit, Belastbarkeit.

Man kann feststellen, dass es fast bei jeder Persönlichkeit oder bei jeder Person Bereiche gibt, in denen sie leistungsbereit sind. Diese Bereiche müssen nur nicht ökonomisch interessant sein.

Ein Beispiel: Jemand ist in der Schule ein totaler Versager jedoch ein absoluter Computerfreak Er repariert allen Freunden den PC und ist in der Schule durchschnittlich bei Note Fünf, kommt gerade so über die Runden oder auch nicht. Das haben wir heute sehr oft, dass die Leute in einem Bereich, der aus Sicht der Gesellschaft nicht relevant ist, in dem Moment sehr leistungsfähig sind. Das kann auch Fußball sein. Ja, Sie finden heute 15-Jährige, die wissen über Fußball alles, haben sich da ein fast hochtheoretisches Wissen angeeignet und können da alles mögliche, haben da eine hohe Leistungsbereitschaft, Wissensbereitschaft, Einsatzbereitschaft. Nur ist die halt nicht produktiv. Und zu Hause können die nicht Kaffee kochen, weil sie nicht wissen, wie die Kaffeemaschine funktioniert, um es mal extrem zu schildern. Und ich glaube, das Grundproblem, das habe ich vorhin in meinen Vortrag schon versuchte anzuzeigen, ist, dass man sich mit der Leistungsfähigkeit jedes Einzelnen beschäftigen muss.

Viele brechen die Lehre zum Beispiel oder die Ausbildung deswegen ab, weil sich nie jemand die Zeit genommen hat, weder der Ausbildungsbetrieb noch die Eltern noch die Lehrer, sich mit dieser Person mit ihren Problemen zu befassen. Und dazu brauche ich überhaupt keinen Schulpsychologen, wenn Sie mir diese Einschätzung gestatten, Herr Professor Brunner, sondern ich brauche einfach einen Menschen, der sagt, der dem anderen das Gefühl gibt: »Du bist auch wichtig. Die Gesellschaft kann es sich nicht leisten auf Dich zu verzichten.« Und viele Jugendliche, die nicht leistungsbereit sind, haben genau das Problem, was Sie beschrieben haben, die wissen nicht »wofür«. Die stecken im Prinzip zunächst mal in einer Sinnkrise, deswegen leisten sie nichts.

Das sag ich nicht, weil man alles erklären kann. Sinnkrise bedeutet, Jugendliche leben vielleicht vergleichsweise gut, obwohl die Eltern vielleicht sich wahnsinnig krumm legen und bemerken noch gar nicht den Zusammenhang zwischen ihrem Lebensstandard und ihrem Leistungsniveau. Komischerweise bringt ihnen keiner bei, dass ihre Mutter dafür putzen geht, dass sie sich diesen PC leisten können. Die denken das ist selbstverständlich, um in diesem Beispiel zu bleiben.

Wenn ich anfangs, den Jugendlichen klar zu machen, durch Betriebspraktika, durch Gelegenheit, die Praxis wirklich kennenzulernen. Ich bedaure immer, dass viele Eltern ihre Kinder nicht mit in ihre Arbeit nehmen, wenigstens kurz, damit die Kinder mal eine Idee kriegen, wie man überhaupt Geld verdient. Man muss einfach klar machen, wofür sich Leistung lohnt. Und wenn ein Jugendlicher, nicht weiß, wofür er etwas leistet, ist er nicht bereit, etwas zu leisten. Das Wofür wird offensichtlich vom Elternhaus und von der Schule zu begrenzt vermittelt. Und wenn ich dieses Wofür hinkriege, gibt es nur noch ganz wenige Jugendliche, die dann völlig rausfallen. Ich muss also den individuellen Schlüssel bei den Leuten finden, wann die anfangen, leistungsbereit zu sein.

Ich würde da ganz gerne mal den Psychologen fragen an dieser Stelle, der ja fast im Nebensatz an einer bestimmten anderen Stelle für überflüssig erklärt wurde. Wir haben festgestellt, Sie haben es in Ihrem Vortrag auch festgestellt, Leistung ist eigentlich was Positives im Bewusstsein der meisten Menschen, auch der jungen Menschen. An Rekorden beim Sport haben Sie es festgemacht, aber auch an Musik und anderen Dingen. Wieso kriegen wir die Kurve nicht in dem Bereich, so ganz flächendeckend, wo eigentlich das Geld verdient wird, in der Wirtschaft?

Machen wir da psychologisch was falsch, Herr Professor Brunner?

Also jetzt kann ich Ihnen keine erschöpfende Antwort geben, weil ich dazu zu wenig Studien habe. Das kann ich, darüber will ich also nur Aussagen machen, wenn ich genaue Studien habe. Ich weiß nicht, ob es jetzt auch im Sinne einer Schuldzuschreibung richtig ist zu sagen, wir machen etwas falsch. Ich würde es auch wieder positiv konnotieren: Wir können vielleicht etwas besser machen und das ist für mich in der Diktion schon anders, wenn ich etwas besser machen kann, dann mache ich nichts falsch.

Und ich möchte anknüpfen an das, was Sie eingangs sagten, nämlich zur Kultur der Leistung und was Sie mit Sinnfrage benannt haben. Kultur der Leistung ist für mich: Man braucht ein Ziel, man braucht immer ein Ziel, jeder Mensch braucht für sich persönlich im Leben ein Ziel, jedes Unternehmen braucht Ziele, die es formuliert. Das wissen Sie ja als Unternehmer besser. Wenn man kein Ziel hat, dann ist man auch nicht motiviert. Wie kann man es auch?

Und jetzt Kultur: Ein Ziel haben bedeutet, eine Einstellung, einen Wert darin sehen. Selbstverständlich, was Sie sagen, in Sport und in Musik und irgend so was, das ist ganz klar, da liegt das auf der Hand. Warum liegt das nicht auf der Hand im beruflichen Bereich? Das interessiert mich auch.

Ich favorisiere gerne eine ganz bestimmte Theorie aus der Chaosforschung. Ich mache Ihnen dazu ein einfaches Beispiel: Sie kennen die Dominosteine und Sie kennen das, was Synergieeffekt genannt wird. Das ist eine Frage von Kultur und da ist es vielleicht gar nicht so schwierig, wenn irgendwo ein Stein mal anfängt zu kippen, dass dann da die anderen mitgerissen werden. Also irgendwo sehe ich noch nicht den Anfang. Also ich weiß nicht, dazu fehlen mir die empirischen Grundlagen, wo ein Anfang gemacht werden könnte, dass Jugendliche mitgerissen werden.

Könnte es sein, Herr Professor, dass wir in unserer Gesellschaft sowohl innerhalb von Gleichaltrigen als auch vor allen Dingen bei den verschiedenen Altersschichten nicht die gleiche Sprache sprechen, um dieses Problem zu lösen? Sie haben ja von Zielen gesprochen, Sie haben gesagt: »Wir brauchen ein Ziel.«

Wenn Sie einen Jugendlichen fragen, was denn seine Ziele sind, formuliert er das natürlich als ein junger Mensch ganz anders als ein Erwachsener mit entsprechender Lebenserfahrung, Herr Professor Brunner:

Ja, ich halte es tatsächlich für möglich, dass wir hier eine Art von Generationsdifferenz haben, dass unsere Generation, so wie wir jetzt hier sitzen, dass wir anders aufgewachsen sind, mit einer anderen Zielorientierung und dass, wie Sie sagen, die junge Generation, die jetzt 15- bis 35-Jährigen, nicht mehr in dieser Weise nur starr auf ihre berufliche Karriere schauen, sondern auch noch anderes im Blick haben. Also zum Beispiel die Tatsache, dass man auch wirklich an Familie denkt, dass man auch an Freizeit denkt, dass man an Selbstverwirklichung denkt. Es ist ja eigentlich nichts Schlechtes, zunächst mal.

Nichts Schlechtes, das ist richtig. Aber vielleicht sprechen: Darum habe ich das angesprochen mit der Sprache, mit der gleichen Definition. Kann es denn sein, wenn dort Familie als Ziel formuliert wird, dass auch hier die jungen Leute heute etwas ganz anderes darunter verstehen als wir Erwachsenen? Gibt es da Untersuchungen drüber?

Herr Meier:

Es ist zu verzeichnen, dass immer weniger Jugendliche bereit sind, einen Handwerksberuf auszuüben. Deshalb haben wir jetzt im Rahmen einer Imagekampagne für das Handwerk Untersuchungen machen lassen. Eines der Ergebnisse bezog sich ganz genau auf Ihre Frage. Wir haben zum Beispiel bei verschiedenen Gruppen – bei Eltern, Berufsberatern, Journalisten, Schülern von Regelschulen, Gymnasien – die Frage gestellt »Was verstehen Sie unter Handwerk?« Die Antworten waren so unterschiedlich, sowohl in den Inhalten als auch in den Begrifflichkeiten, dass man zum Schluss kommen muss, jede Gruppe muss einzeln angesprochen werden. Es reicht nicht, z.B. einheitliche Flyer mit aus unserer Sicht eindeutigen Inhalten zu gestalten und undifferenziert zu verteilen. Dann erreichen wir ein babylohisches Sprachgewirr.

Wir meinen zwar das Richtige, aber sprechen nicht so, dass uns der andere auch versteht. Wir müssen Eltern, um sie für diese Probleme aufzuschließen, anders ansprechen als die Schüler. Das ist eigentlich für mich das Interessante an dieser Studie, und hier sollten wir uns auch überlegen und nicht manchmal so überheblich sein und meinen: Die müssen uns doch verstehen.

Die gleichen Probleme haben wir natürlich dann in der Schule oder auch in der Ausbildung, wo wir seit langem bemängeln, dass unsere einheitlichen Lehrpläne eigentlich nicht zulassen jemand zu fördern, weder Schwache noch Begabte. Das ist wieder so eine Frage der unterschiedlichen Zielgruppenansprache.

Herr Botschatzki:

Also wenn ich in unserem Unternehmen mit den Auszubildenden diskutiere oder auch als ich in der Berufsschule war, um dort so ein bisschen die Wirtschaft vorzustellen, dann kommt eigentlich von den Jugendlichen eine ganz klare Aussage. Sie sagen, das hören Sie aus jedem Wort heraus: »Wir wollen eine Perspektive haben«, also ein Ziel, wie es gerade gesagt wurde. Dass sie das Ziel manchmal anders sehen als wir, da meine ich: In meiner Jugend habe ich das Ziel wahrscheinlich auch anders gesehen, das mache ich ihnen nicht zum Vorwurf. Und sie sind lenkbar.

Und wenn ich die Leistung angesprochen habe, da gingen die Augen meistens an die Decke. Denn Leistung wurde nicht allzu gerne gehört, aus verschiedenen Gründen heraus. Dann bin ich auf das Beispiel, ich glaube Sie haben es gesagt, Frau Löhr, vom Sport, eingegangen. »Nun pass mal auf, Du spielst doch Fußball«, habe ich gesagt, weil ich ihn kannte: »Wenn du keine Leistung bringst, wirst du nicht aufgestellt. Hast du das gern?« »Nee.« Ich sagte: »Und genau so ist es. Wenn Du keine Leistung bringst, wirst Du in deinem Leben nicht das erreichen können, was Du willst und Dir als Perspektive vorstellst.«

Also man muss mit den Jugendlichen reden, und wir haben, da gebe ich Ihnen vollkommen recht, unterschiedliche Sprachen. Wenn wir was sagen, dann verstehen die Jugendlichen was ganz anderes drunter. Genau wie ein Jugendlicher unter Familie sehr oft was ganz anderes versteht. Für den ist Familie nicht immer Mann und Frau. Das ist nun mal im Leben so und das müssen wir akzeptieren, dort muss man mit ihnen reden.

Aber um noch mal auf die Schuld zu sprechen zu kommen, weil die hier angesprochen wird: Man soll nicht über Schuld reden, Schuld haben wir alle, da sehe ich die Wirtschaft genauso an.

Wir haben uns in den ersten Jahren auch nicht um dieses Problem gekümmert, weil wir ganz andere hatten, das muss ich dazu sagen. Wir mussten uns erst einmal zurechtfinden in dieser Gesellschaft. Und wir sollten jetzt wirklich keine Schuldfrage klären, sondern alles unternehmen, damit unsere Jugendlichen das erhalten, was sie haben wollen. Und das ist eine Perspektive und das ist unsere Verantwortung.

Jetzt habe ich hier mehrere Wortmeldungen. Ich freue mich, dass wir hier auch mit dem Plenum ins Gespräch kommen.

Zunächst der Herr da hinten, bitte:

Mein Name ist Müller, ich bin Zahnarzt und für die Öffentlichkeitsarbeit in der Kassenzahnärztlichen Vereinigung Thüringen zuständig.

Also ich habe hier jetzt herausgehört und muss einfach mal feststellen: Was die Frau Löhr vorhin sagte, war mir hoch interessant. Ganz richtig. Am Ende hat sie dann den Bogen noch gekriegt, wo dann auch mein Finger sofort hochging. Sie hat festgestellt: Und die Mutter macht sich krumm, damit der Junge auch den PC kriegt. Professor Brunner hat dann gesagt: Das ist eine Frage der Kommunikation.

Nun kann ich ja nicht erwarten, dass das, sage ich mal, die Schule tut, dass der Junge einen PC bekommt. Das Elternhaus ist da gefragt, das etwas tun muss. Und ich glaube, Frau Löhr, das sehen Sie jetzt sicherlich anders als wir hier als ehemalige DDR-Bürger. Hier ist nämlich in 40 Jahren auch viel kaputt gegangen, weil das Elternhaus erklärt bekommen hat: Wir machen das schon mit Deinen Kindern. Das fing nämlich im Kindergarten an und setzte sich in der Schule usw. fort.

Und jetzt haben wir das Problem, glaube ich, das wir mit der jüngeren Generation ausbaden müssen. Bei ganz vielen ist es die Unfähigkeit zu kommunizieren, in den Elternhäusern, mit den Schulen u.s.w. Und ich glaube, das ist das Entscheidende: Egal, was wir da nehmen, ob Handwerksbetriebe oder die Ausbildung, alles. Das muss ganz breit erkannt und angegangen werden, wenn man da etwas verändern will.

.....

Bevor ich Frau Löhr dazu das Wort gebe, gestatte ich mir dazu eine spitze Bemerkung. Es geht ja hier um das so genannte häusliche Bildungsklima und die Frage, was dort konkret wünschenswert ist. Über die Kultur zur Leistungsbereitschaft oder Kultur der Leistung reden wir ja nicht erst seit PISA. Darüber hat es viel früher schon Diskussionen gegeben. Aber wir reden sehr viel intensiver und geballter nach PISA darüber.

Mir ist aufgefallen, dass es so was wie eine riesige große Koalition gab, quer durch alle Parteien, durch alle Gesellschaftsschichten. Alle waren sich plötzlich einig – klicken Sie doch mal im Internet das Stichwort an –, Sie finden da von allen Fraktionen große Statements dazu.

Bei genauem Hinsehen stellen Sie aber in manchen Details doch fest, dass sehr viel berufsständisches da rein kommt, sehr viel parteipolitisches da reinfließt. Also jeder kocht auf dieser Welle sein Süppchen. Also wenn es dort über die Gesellschaft so nicht zu prägen ist, sind wir ja wieder im Kern in dieser Schlüsselzelle des Elternhauses. Und wenn ich, die Bemerkung gestatte ich mir hier noch, dann einige Politiker vor Augen habe, die ich auch kenne – ich nenne keine Namen –, bundesweit, die hervorragende Reden zu Sachen Bildung, zur Familienpolitik halten können, von denen ich aber weiß, dass sie ihre eigenen Bereiche nicht geregelt kriegen, dann stelle ich mir die Frage: Ja wie kommt das?

Und genauso, was ich jetzt einfach mal pauschal in Richtung Politik sage, gilt das natürlich auch für uns selbst, wo immer wir in der Wirtschaft als Arbeitnehmer oder als Arbeitgeber tätig sind. Ich nehme das für mich selbst auch in Anspruch. Haben wir immer die Zeit geopfert?

Wie ist es denn in einer Familie, was gehört zum häuslichen Bildungsklima, wenn plötzlich zwei Erwachsene feststellen, dass sie leistungsorientiert sind, das auch bleiben wollen und vielleicht auch Karriere machen wollen und auch Karriere machen und dann plötzlich zu wenig Zeit haben?

Frau Löhr:

Ich glaube, wir wissen alle, wie das ist. Auf Ihre Frage zurückzukommen: Mein Eindruck ist, dass PISA uns insofern auch etwas Sand in die Augen streut, als dass wir eben ein Bildungsproblem präsentiert bekommen. Ich persönlich glaube, dass wir vor allem ein Erziehungsproblem haben. Das hört sich ja immer so schnell so ähnlich an, aber was Sie auch gesagt haben, gerade bei Ihrer Wortmeldung, auf wen haben wir denn die Erziehung hinverlagert?

Die Zeitressource ist offensichtlich bei allen knapp, bei Eltern, bei Lehrern. Und Schulpsychologen gibt es ja sowieso nur im Notfall. Das heißt also: Die Frage, wer einem Kind und später diesem Jugendlichen klare Wertvorstellungen vermittelt, dafür fühlt sich eigentlich keiner zuständig.

Kommen die Lehrer nicht zurecht, sagen sie: Klar, die Familienstruktur stimmt nicht. Die Eltern, Primärverantwortung, Artikel 6 Grundgesetz. Da mischen wir uns nicht ein, jetzt sollen wir auch noch erziehen, Reparaturbetrieb der Gesellschaft usw.

Und die Eltern sagen: »In so einer komplexen Welt, wie sollen wir mit dem Kind fertig werden? Das sollen die in der Schule regeln.«

Und dann werden die bei uns in den Betrieben abgegeben, dann stellen wir fest: Komisch, nicht ausbildungsfähig.

Wir reden jetzt nicht über die, die ja immer noch die Mehrheit sind und ausbildungsfähig sind, sondern über jene, die es eben nicht sind. Und für mich ist eben dieses Verlagern – und da helfen uns die Ganztagschulangebote überhaupt nicht – so etwas wie ein Arzt, der jemanden in die Klinik schickt statt in die Reha. Das ist zwar alles ganz schön, aber das Problem fängt früher an und das war ja vorhin sehr eindrücklich: Zwischen dem 1. und 3. Lebensjahr, da werden Grundzüge gesetzt.

Ich würde gerne auch noch mal sagen: Wenn man Umfragen hat – ich hab jetzt mal eine nicht zitiert von Allensbach –, wenn Sie 14- bis 18-Jährige heute fragen, was für sie das Wichtigste ist, dann sagen die natürlich nicht Familie und nicht Beruf, sondern die sagen Spaß. Spaß haben ist das Wichtigste in ihrem Leben. Ich muss ehrlich sagen, wenn das 90 Prozent dieser Altersgruppe meinen, da habe ich mich gefragt, ob das bei mir auch so war – nicht ganz, aber verständlich. Das Dumme ist nur, dass wohl die meisten Eltern sagen: Hauptsache Kind, Du fühlst Dich wohl, ja, tu nur nichts, was Dir nicht Spaß macht.

Die Jugendlichen brechen ja die Ausbildung nicht ab, weil sie zu dumm sind, sondern weil man sie auf diese Belastungen, die mit dieser Ausbildung verbunden sind, nicht vorbereitet hat. Wenn die gewusst hätten, was damit verbunden ist und in Schwierigkeiten hier und da einen Gesprächspartner gehabt hätten... Ich kenne auch Auszubildende, die bei der dritten Ausbildungsprüfung endlich durchgekommen sind, nur weil der Ausbildungsbetrieb die Nerven nicht verloren hat, sonst wären die schon lange in der Sozialhilfe. Die Pädagogik wird heute fast in die Betriebe verlagert. Manchmal sage ich sogar, kommt es mir so vor, als ob die Unternehmen die erste Sozialisierungseinrichtung sind, auf die Jugendliche heute stoßen. Denn bis dahin können sie oft machen, was sie wollen. Das »System« nimmt bis dahin alles hin.

In Nordrhein-Westfalen, wenn dort eine Klasse schlechtere Schulnoten schreibt, wenn also ein Drittel der Schulnoten Vier und schlechter sind, wird die Arbeit nicht gewertet. Das ist ganz exemplarisch. Wenn die Jugendlichen, die Kinder das nicht schaffen, dann heißt es nicht, jetzt müssen wir uns mal überlegen, wie sie das schaffen. Sondern dann senken wir halt das Niveau ein bisschen runter, dann schaffen sie es und dann stehen wir nicht so schlecht da.

Das mag in Thüringen anders sein, ich könnte mir vorstellen, dass Sie da hier schon ein bisschen gelernt haben aus der Situation in anderen Bundesländern und auch einen anderen Hintergrund haben. Aber das halte ich für ein großes Problem.

Und dann noch mal zur Gewinnung von jungen Mitarbeitern. Ich glaube wirklich, dass wir gewissermaßen Sprachschwierigkeiten haben. Man gewinnt heute einen Jugendlichen nicht, indem man sagt: Da kannst Du richtig was leisten. Sondern man muss zu den Jugendlichen sagen: Da findest Du nette Kollegen, ein nettes Team, da hast Du eine nette Atmosphäre, da gibt es Sicherheit. Wenn Du diesen Job lernst, dann wirst Du in Deinem Leben wahrscheinlich vorerst nicht arbeitslos. Also man muss auf einer ganz anderen elementaren Ebene argumentieren, die Jugendlichen als Person erreicht.

Und das, glaube ich: Diese Kommunikation, von der Sie vorhin gesprochen haben, Herr Professor Brunner, dass diese Kommunikation dummerweise nicht geleistet wird. Obwohl man ja niemand Schuld geben darf, hab ich eben gerade gelernt.

Darf ich dieses Stichwort mal jetzt auch etwas provokant weitergeben an die Vertreter aus dem Berufsleben, also an Herrn Dr. Höpker? Einfach deshalb: Es könnte ja sein, Frau Löhr, dass Sie sich in einem Teil Ihres Statements gerade auch ein bisschen widersprochen haben. Wenn Sie auf der einen Seite sagen, erst im Betrieb beginnt die Sozialisierung, die Neusozialisierung erst so richtig, das würde ja bedeuten: Im Betrieb wird Klartext gesprochen, weil, da ist ein gewisser Zwang plötzlich da, dem sie sich auf Gedeih und Verderb stellen müssen; oder auch nicht, dann geht es eben schief. Nur, wenn ich bei den Statements vorhin richtig zugehört habe, ist das ja eigentlich nicht der ideale und richtige Weg in punkto Erziehung.

Ich frage zunächst mal unsere Wirtschaftsvertreter, Herr Dr. Höpker:

Ich denke schon, dass über die Familie, sofern sie halt da ist, sich manches regeln muss. Da sollten wir vielleicht noch mal kurz darüber sprechen, wie das denn mit den Vorstellungen der Heranwachsenden ist, wenn sie also eine intakte Familie fordern. Und da kann man fragen, wie viele Leute sagen das denn, die aus den intakten Familien kommen? Wo Singles oder Alleinerziehende sind – davon ganz ab – diese Glocke über der Jugend in der Familie, die ist ja wohl bei vielen vorhanden.

Es gibt ja auch so einen Begriff, Sie hatten mich daran erinnert, dass es das so genannte Verwöhdilemma gibt. Dass halt tatsächlich so ein bisschen die Beziehung zu dem, was man geboten bekommt, was man sich leisten kann oder was die Eltern sich leisten können, dass eben dieses Beziehungsgeflecht nicht so ganz erkannt wird, aber auch nichts oder wenig getan wird, das etwas offen zu legen. Ich weiß nicht, Herr Brunner, ob Sie dazu Untersuchungen haben, ob sich Kinder halt mal die Frage stellen: Ja wie funktioniert das eigentlich hier mit dem Vater? Der ist ständig nicht da, was für Belastungen ist der ausgesetzt? Das verlange ich nicht von einem Fünfjährigen, da gibt es ja Formeln, mit denen man umgeht. Aber wenn die dann so rankommen und sich immer mehr dem Bereich nähern, in dem sie selbst etwas Wesentliches tun müssen, ganz bewusst, ohne dass sie nur gefördert werden?

Also diese Glocke ist ein Problem und wird ja sehr gern zitiert. Herr Späth hat das auch neulich auf einem Kongress zitiert, dass also – ich sagte es auch in der Einleitung –, dass die Jugendlichen, die dann zur Ausbildung kommen, in den Betrieb kommen, zunächst einen Riesenschock erleiden, zumindest einen beträchtlichen und einen negativen Aha-Effekt erleben: »Aha da habe ich noch gar nicht dran gedacht, hätte ich das nur vorher gewusst ... Deshalb ja auch das, was Herr Botschatzki vorhin anregte, dass man also in Zukunft stärker als bisher versuchen soll, bei der Auswahl eines Berufs z.B. Praktika anzubieten, aber dass man sehr viel mehr tun muss, um die Kinder, die Jugendlichen auf die Ausbildung vorzubereiten.

Egal, wo sie nun hingehen. Sie müssen vielleicht auch, wenn sie im Abiturbereich sind, in den oberen Klassen mal selbst danach gucken, wie das mit den Berufsvorstellungen ist, was wir da machen. Irgendwann muss ja auch das Berufsziel definiert werden.

Ich frage zum Beispiel Patientinnen, die gerade das Abitur machen, was sie denn werden möchten. Dann sagen sie: »Ich werde studieren.« »Was haben Sie denn für Vorstellungen, was Sie später machen wollen, womit Sie Ihr Brot verdienen werden?« oder so. Dann bin ich ganz überrascht, dass das viele nicht definieren können. »Das müssen wir mal sehen, was wir dann machen.«

Also es muss nicht alles in starren Bahnen verlaufen, so wie wir das erlebt haben. Da stand das ja vom ersten bis zum letzten Tag fest, so ungefähr. Aber diese Variante, die man heute so erleben kann, die ist, glaube ich, auch nicht die beste. Man muss schon ein Ziel haben, um dann auch entsprechend alles zu tun.

Aber noch mal zurück, Herr Lücke, auf die Familie und die Entlassung aus der Familie. Da kommt ein zweiter Aspekt hinzu. Wir haben früher gesagt, die Träger der Erziehung sind die Schule, das Elternhaus und dann hieß es immer noch der Jugendverband oder was weiß ich, der Verein oder sonst was. Und wir merken, dass also dieses Dreigespann offensichtlich nicht so in der Lage ist das voranzutreiben, die Erziehung als wichtigste Komponente, wie wir das uns wünschen, wie wir es benötigen in der Gesellschaft, die sich nun entwickelt hat. Dafür gibt es viele Gründe.

Aber ich denke schon, dass man noch mal kurz auf die Familie zurückkommen sollte. Ich meine, es steht außer Frage, dass auch Alleinerziehende mit natürlich größeren Anstrengungen das hinkriegen, aber mit Sicherheit nicht der Durchschnitt.

Hier gibt es genügend Untersuchungen, die sagen: Es sind nicht nur die materiellen Bedingungen. Wenn jemand ein bestimmtes Einkommen haben will, muss er eine bestimmte Arbeit ausüben, und die ist an Zeit gebunden. Die wiederum geht dann der Erziehung oder den Pflichten gegenüber dem Kind verloren.

Aber es geht ja um den Start ins Leben. In den ersten drei, vier Jahren kann man wie gesagt Grundsteine legen, das ist also dann wohl auch das Thema, worüber wir uns unterhalten müssen, wenn wir später über die weniger starke Belastungsfähigkeit der Kinder sprechen, über einen weniger großen Leistungsdruck. Nun kenne ich genügend junge Leute, die, gefragt, was denn nun ist, mit Sicherheit keine Ahnung haben. Ich weiß nicht, warum das so ist. Das ist die Frage eben: Was kann man tun, damit die Kinder das besser in ihren Familien erfahren? Aber ich würde Sie sehr bitten, dazu vielleicht noch mal den Spezialisten der Familie aufzurufen.

Ja, ja, das Thema, da war ich noch nicht fertig mit, Herr Dr. Höpker, da würde ich aber gerne Sie noch weitergehend fragen, weil, in dem einem Vortrag vorhin klang ja auch ein Stichwort an, das vielleicht etwas belächelt wurde, ein so genannter Familienführerschein. Sie brauchen heute für einen Beruf in der Regel eine Qualifikation, Sie brauchen bestimmte Voraussetzungen, um es ausüben zu können, sie brauchen das für die Familie normalerweise nicht.

Müssen wir da was ändern, was können wir denn da eigentlich ändern, Herr Dr. Höpker?

Da kann sicherlich keiner ein Rezept geben. Familienführerschein mit Sicherheit nicht, es kann nur immer ein ganzer Komplex von Maßnahmen sein. Ich sage ganz konservativ: Im Grunde genommen wird einer seine Familie so gut gestalten können, wie er sie selbst erlebt hat. Das stimmt natürlich nicht immer, da ist aber was dran.

Na ja, mit dem Führerschein, wie das so ist – Sie kennen ja die Diskussion aus der Mitte der 60er Jahre, dass also doch auch die Zweisamkeit der Geschlechter geprüft werden sollte. Da sollten die Paare auch Führerscheine bekommen, bevor sie überhaupt... Mit den Führerscheinen ist das so eine Sache, jedoch sollte man da schon etwas tun, aber das ist halt mit Theorie sehr schwer machbar. Es muss eigentlich vorgelebt werden. Und deshalb ärgert mich auch die Debatte, weil sie wenig fundiert geführt wird.

.....

Und zu dieser Institution Familie: Ich bin wirklich kein Konservativer, aber ich stehe dazu, dass die Familie eigentlich nicht nur materiell gefördert werden muss vor allem in der Zeit, in der sie die große Verantwortung hat und die großen Weichenstellungen stattfinden. Dass man das so leichtfertig aufgeben will, ist wohl eher sehr anzuzweifeln. Aber das können wir ja vielleicht noch einmal besprechen.

Wenn wir Defizite feststellen, sprechen wir auf der einen Seite von Elternhaus und machen dann immer gleich, meist sehr schnell den Sprung zur Schule. Dazwischen liegt ja noch was, das haben Sie ja auch anklingen lassen. Es ist nicht nur das Vereinsleben, es ist ja zum Beispiel auch der Kindergarten. Dem Kindergarten kommt ja wohl eine besondere Rolle zu, eine Schlüsselrolle, wenn zum Beispiel gerade in diesen ersten Jahren Defizite auftauchen, bevor dann die Schule beginnt. Bitte, Herr Professor Brunner:

Da kann ich kurz was sagen. Der Kindergarten ist – in seiner bildungspolitischen Bedeutung – total unterbelichtet. In anderen europäischen Ländern ist Vorschulerziehung wesentlich bedeutsamer. Die hat vielmehr Gewicht. Das heißt ja nicht, dass die Kinder mit 4 Jahren lesen lernen oder schreiben lernen, das ist ja Quatsch. Aber sie lernen eine Lernhaltung. Und das ist das Entscheidende und da kann man hier sehr viel tun. In diesem Zusammenhang muss ich zur Ausbildung der Kindergärtnerinnen fragen: Warum ist das Fachschulniveau, warum ist das nicht Hochschulniveau? In anderen Ländern, in Skandinavien ist es selbstverständlich, dass das ein Hochschulstudium ist und dass die Kindergärtnerinnen genauso gut bezahlt werden.

Danke schön.

Herr Meier:

Ja, vielleicht zu dem ganzen Komplex: Wir reden auf der einen Seite von Bildung und Erziehung. Ich glaube, die kann man voneinander überhaupt nicht trennen. Ich gebe Frau Löhr Recht mit ihrer Aussage, dass es ein bisschen so geht, dass einer immer sagt, wer denn eigentlich für Erziehung verantwortlich ist. Es ist sicherlich unbestritten, dass es in erster Linie die Sache der Eltern ist. Aber ich muss ebenso sagen, ohne Schuldzuweisung: Es muss klar sein, dass die Schule auch einen Erziehungsauftrag hat, nicht nur einen Bildungsauftrag. Natürlich müssen dafür einige Rahmenbedingungen geschaffen werden, damit Schule diesen Erziehungsauftrag überhaupt wahrnehmen kann. Das beginnt mit der Lehrerqualifikation, mit gewissen Strukturen und Methoden, ansonsten ist das Ganze überhaupt nicht machbar.

Wenn wir jetzt die Frage noch mal stellen: Wie schaffen wir es eigentlich an die Eltern heranzukommen, die mit ins Boot zu nehmen? Wir haben schon sämtliche Modelle erprobt und Überlegungen angestellt, es ist wirklich ganz schwer.

Aber ich glaube, und Sie sprachen es gerade an, ein Ausweg ist das Schulsystem. Wenn wir gesagt haben, die skandinavischen Länder machen uns das vor, wollen wir doch mal festhalten, die skandinavischen Länder haben weitestgehend das Bildungssystem der ehemaligen DDR übernommen. In diesem System ist auch diese ganze Frage Vorschule, sprich Kindergarten, mit integriert. Und ich glaube, wir haben einen guten Ansatzpunkt: In dieser Vorschule oder wie wir das auch immer bezeichnen, z.B. ab einem Jahr vor dem eigentlichen Schulbeginn, haben wir »geöffnete« Lehrer. Dort habe ich die Chance, die Lehrer wirklich über die Kinder anzusprechen, weil sie dann noch ganz zielgerichtet auf die Kinder fixiert sind.

Wenn ich es dort schaffe, die Lehrer mit ins Boot zu holen, habe ich dann auch eine Chance für die Schaffung einer Verbindung Schule—Elternhaus. Wenn es mir dort gelingt, in den ersten Jahren diese Verbindung zu halten, dann habe ich auch eine Chance, mit den Eltern gemeinsam später bestimmte Probleme lösen zu können.

Meistens sieht es ja anders aus, je nachdem wie die Vorschule ist. Ich gebe sie dann in der Schule ab, es gibt überhaupt keine gewachsenen Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus. Und die dann im späterem Alter aufzubauen, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, weil dann die ganzen anderen Probleme kommen wie Leistungsbezogenheit, Stress usw. oder gestörte Familienverhältnisse – die gesamte Palette. Ich glaube, hier sollten wir auch mit ansetzen. Ich sehe es aus meiner Sicht als einzige Chance, in diesen ganzen Prozess wirklich frühzeitig einzusteigen.

Ja, Frau Löhr:

Zum skandinavischen Vorbild. Da müssen wir einfach sagen, dass wir ein anderes Land sind und uns an anderen Beispielen nur begrenzt orientieren können. Zum Beispiel in Schweden ist es so, dass rund 50 Prozent der Kinder nur von einem Elternteil erzogen werden, und bei einer Staatsquote von deutlich über 70 Prozent haben die gar keine Alternative, die müssen das verstaatlichen. Jetzt auch mal aus meiner konservativen Sicht, ja: Die müssen das durchgängig verstaatlichen, sonst kriegen die das gar nicht auf die Reihe. Die verstaatlichen ja auch den Alkoholkonsum und alles Mögliche. Also das ist, glaube ich, ein Konzept, das mag bei kleineren Nationen möglich sein.

Wir sind ein Land mit rund 82 Millionen, sehr unterschiedlichen föderalen Strukturen, auch sehr unterschiedlichen Finanzstrukturen in den Ländern, mit reichen Ländern, armen Ländern. Ich halte zum Beispiel für eine Krux, dass man, wenn man heute über Erziehungsarbeit spricht – Beruf und Familie muss vereinbar sein –, dass man nicht ganz klar sagt, was wir heute hier schon öfter gehört haben: Versuchen wir doch den Müttern die ersten drei Jahre nach Möglichkeit freizuhalten, wenn die doch so prägend sind. Und wenn jeder Schulpsychologe mir sagt, gerade die ersten Jahre sind wichtig für die Vertrauensbildung, für das alles, dann kann man ja über eine Optimierung des Kindergartensystems nachdenken. Aber in einer Zeit über Optimierung von Kindergarten und Ausweitung von Kindergartenangeboten nachzudenken, wo in den Grundschulen in Deutschland durchschnittlich 30 Kinder pro Klasse sitzen – die Grundschulklassen sind ja die vollsten. Also da, wo es am meisten drauf ankommt individuell zu fördern, sind wir ja auch mit am vollsten belegt. Und das, glaube ich, ist kurz- bis mittelfristig nicht realistisch.

Bei den Kindergärten hätte ich auch eine andere, eine marktwirtschaftliche Überlegung. Warum gibt es denn so wenig Kindergärten in Deutschland, warum sind die so teuer?

Das kann ich Ihnen sagen. Die sind überfrachtet von Verordnungen und Lizenzen. Einen Kindergarten aufzumachen, ist für eine Privatinitiative fast unmöglich. Es könnte mit Sicherheit viele private Kindergärten geben. Versuchen Sie mal, selbst im Bundesland Hessen, wo ich im Moment wohne, eine Privatschule oder einen privaten Kindergarten aufzumachen. Da scheitern Sie am Bau- oder Gesundheitsamt, an allem möglichen. Das ist ein Bürokratismus, der ist von nichts zu überbieten.

Und solange wir das natürlich alles so verkomplizieren, werden wir zum Staat auch kaum Wettbewerb kriegen und deswegen ist es natürlich auch so teuer, weil das alles der Steuerzahler zahlen muss. Ich glaube, da würde etwas Wettbewerb, natürlich qualitätsmäßig gecheckt, aber bitte nicht so bürokratisch, wie das in Deutschland halt überall bei jeder Kleinigkeit so ist, hilfreich sein.

Und beim Führerschein, vielleicht das noch als Letztes: Bei Unternehmen gibt es ja auch Unternehmensleitlinien, ethische Leitlinien, kann ich nur sagen, super. Wenn Sie ein Spitzenmanagement haben, das sich nicht dran hält, nützen Ihnen die ethischen Leitlinien gar nichts. Das heißt, es nützen nur die Leitlinien, nur der Führerschein oder nur die Qualitätsprüfung, die tatsächlich von den Führungskräften oder Verantwortlichen auch übernommen werden. Ein formaler Beleg von Ethik oder Befähigung ist aus meiner Sicht nur begrenzt wirksam.

Entschuldigung, ja bitte, die Dame da hinten:

Mein Name ist Anette Morhard, ich bin im Verband der Wirtschaft Thüringens für die Bildungspolitik mit zuständig und war u.a. an der Vorbereitung dieser Veranstaltung beteiligt. Die Diskussion auf dem Podium scheint in die Richtung zu laufen, dass die ersten drei sehr prägenden Jahre für ein Kind am günstigsten gefördert würden, indem die Mutter zu Hause bleibt. So hab ich das herausgehört.

Nun muss ich dies natürlich aus Sicht der Thüringer Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbände und aus Sicht der betroffenen Mütter betrachten. Die jungen Mütter haben das Ziel, wenn sie eine gute Ausbildung oder ein Studium absolviert und lange Ausbildungswege hinter sich haben, eine Kontinuität in ihrem Berufsleben zu erreichen.

.....

Denn jeder weiß: Wer drei respektive sechs oder zehn Jahre aus dem Berufsleben ausgeschieden ist, hat sehr große Schwierigkeiten ins Berufsleben zurückzukehren.

Wir diskutieren zudem in Thüringen, wie wir perspektivisch den Fachkräftebedarf sichern können. Es geht um die betrieblichen Anforderungen und die Qualifikationen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Hier steht jede Firma vor dem Problem: Wenn ich denn Fach- und Führungskräfte ausbilde, habe ich als Unternehmen auch ein Interesse daran, diese so gut wie es denn geht an mein Unternehmen zu binden. Und wir diskutieren über unterschiedlichste Varianten von Vereinbarkeitsansätzen. Da gehört auch zum Beispiel die Flexibilisierung von Arbeitszeit, Jahresarbeitszeit- und Lebensarbeitszeitkonten dazu.

Telearbeitsplätze sind ebenfalls ein Thema, weil wir sagen, unsere Fachleute, die können wir nicht so einfach in die Familienphase gehen lassen. Wenn sie denn Interesse haben arbeiten zu wollen, dann richten Unternehmen einen Telearbeitsplatz ein, der natürlich auch Präsenzphasen in der Firma möglich macht, damit die Anbindung an die Firma gegeben ist. In der Summe haben wir verschiedene Aspekte um Fach- und Führungskräften die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erleichtern.

Mir scheint es zu einfach zu sein, das heutige Thema auf die ersten drei Jahre zu reduzieren. Vielleicht habe ich es auch missverstanden.

Und noch einen kleinen Abschluss. Professor Brunner hat sehr schön ausgeführt, es geht letztendlich um eine Erziehungspartnerschaft. Eine Erziehungspartnerschaft, in der zum Anfang sicherlich Eltern und Familie den stärkeren Teil übernehmen, dann aber in eine Erziehungspartnerschaft zwischen Eltern und Erzieherinnen und Erzieher übergeht.

Herr Professor Brunner, unsere Erzieherinnen in Thüringen sind sehr gut ausgebildet, wir haben ein sehr gutes Programm in den Kindereinrichtungen. Sicherlich können die Bildungsinhalte noch etwas angereichert werden, aber es wird in den Kindereinrichtungen gute Arbeit geleistet und die Eltern werden stark gefordert. Diese Erziehungspartnerschaft müsste sich eigentlich an der Schule fortsetzen. Das bedauere ich noch ein bisschen, dass die Eltern zu wenig Chancen haben, gestalterisch in der Schule mitzutun oder auch von der Schule gefordert werden. Dieses Fördern und Fordern ist auf jeden Fall ein Punkt dabei, der alle ansprechen sollte.

Herzlichen Dank, ich komme jetzt gleich zur nächsten Wortmeldung, ich will nur auf eines hinweisen. Sie haben es ja angesprochen. Sie haben Rahmenbedingungen angesprochen, die sicherlich auch etwas mit der Frage nach Kultur der Leistung zu tun haben, aber eigentlich ganz woanders angesiedelt sind. Nämlich zum Beispiel Rahmenbedingungen der Wirtschaft, vielleicht ist ja der Schlüssel oder ist eine Lösung möglich über die Frage nämlich: Wie schaffen wir andere Rahmenbedingungen zum Beispiel auch in punkto einer anders organisierten arbeitsteiligeren Gesellschaft, um auch über diese Schritte zu einer Kultur der Leistung zu kommen. Das wäre vielleicht ein Weg zum Beispiel.

Bitte der Herr aus dem Publikum im linken Block von mir aus gesehen:

Mein Name ist Bernd Schreier, ich vertrete hier das Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien, kurz TILLM. Ich darf noch einmal an die Ausführungen von Frau Morhard anknüpfen, an die Themen Partnerschaft, Erziehungspartnerschaft. Ich spreche jetzt von Seiten der Schule in dem Zusammenhang. Auch dort versuchen wir ja gerade eine Erziehungspartnerschaft zwischen Eltern und Schule herzustellen. Wir haben dazu u.a. die Elternakademie gegründet, um nur ein Beispiel zu nennen. In der Elternvertretung können die Eltern etwas zur Sprache bringen, die das nicht so gewohnt sind und auch viele, die an vielen Stellen erwarten, dass für sie viele Dinge geregelt werden.

Aber das eigentliche, was ich sagen wollte, ist was anderes, das widerspricht so manchem, was gesagt worden ist. Wir haben im Jahr 2000 – und wir werden das im Jahr 2003, 2004 wiederholen – für die Studie von PISA, weil wir nicht gewartet haben auf die Frage, wo wir landesweit oder bundesweit stehen, einige Befragungen gemacht. Die beziehen sich auf die eingeführten Lehrpläne des Jahres 1999.

Da haben wir ganz klare Ergebnisse, ca. 2016 Rückmeldungen hatten wir in dem Zusammenhang. Also alle Daten der Repräsentativität sind erfüllt, die Ergebnisse lassen sich auf alle Fächer und auf alle Klassenstufen herunterbrechen. Die Schülerinnen und Schüler erwarten viel von der Schule, und sie stimmen mit den Zielen und Inhalten, wie sie in den Lehrplänen genannt werden, in hohem Maße überein. Das ist mal ganz wichtig zu wissen und zu sehen. Und die Lehrpläne setzen hohe Maßstäbe, und die Schüler wollen das.

.....

Aber: Sie wünschen einen Unterricht – da gibt es Schwachstellen in dem Bereich – sie wünschen einen Unterricht, der sie ernst nimmt und inhaltlich einbezieht und Ihnen tatsächlich Gestaltungsräume eröffnet.

Da beklagen sie einen Bereich – wenn man das positiv formuliert, wie Professor Brunner das gemacht hat –, wo man noch mehr tun kann. Sie wollen nicht den Pauker in traditionellem Sinn, sondern Lehrer, »die uns ernst nehmen und die sich wirklich für uns interessieren«. Das geht ganz tief in den psychologischen Bereich hinein. Schule hat also einen Beitrag zu leisten. Da sind Schüler, die wirklich in die Zukunft wollen. Das ist ganz offenkundig in dieser Untersuchung, die auch die Lehrpläne ausreichend differenzieren.

Da muss ich auch einmal etwas richtig stellen: Die Lehrpläne zielen auf jeden einzelnen Schüler ab, die fordern Differenzierung, sie verhindern sie nicht. Also genau das Gegenteil. Das will ich auch noch mal sagen, weil manche das aus Bequemlichkeit behaupten.

Aber Lehrpläne und Konzepte befreien die Wirklichkeit von etwas anderem, auch genau wie im Bild. Wir brauchen dafür natürlich auch Lehrer, die sich als Führungskraft verstehen. Insofern sind wir sehr dankbar über die Diskussion, die sich auch über die Arbeitgeberverbände eröffnet hat. Auch das Arbeitspapier, das genau in die richtige Richtung führt, das führt natürlich mit zu einer Anforderung vielleicht an die Schule.

Wir brauchen eine Schule, die wirklich fasziniert und zum Leben öffnet. Aber wir müssen der Schule auch die Möglichkeit dazu geben, die Rahmenbedingungen schaffen, die Selbständigkeit ernst nehmen, entbürokratisieren, das ist ja vorhin auch angesprochen worden. Da haben Staat und Gesellschaft sehr viel zu tun. Da brauchen wir sehr starke Unterstützungskräfte in allen möglichen Sektoren, in allen möglichen Bereichen.

Und nun vielleicht auch noch einmal etwas sehr Grundsätzliches, um einfach mal einen Punkt anzusprechen, der sehr einfach zu realisieren ist. Da möchte ich gern noch einmal auf die Arbeitskultur eingehen, die wir bräuchten.

Herr Botschatzki hat es vorhin mehrfach angesprochen, wie wichtig es ist: die Sprache und die Jugendlichen zum Sprechen zu bringen. Wir brauchen im Prinzip auch mal im Thüringer Fernsehen, im MDR Sendungen, wo Jugendliche zu Wort kommen – wir hatten selbst gerade solche Diskussionen mit den Jugendlichen –, wo die im Podium sitzen und wo wir auch mal zuhören. Wo wir auch mal sehen, welche Fragen sie aufwerfen.

Wir brauchen nicht nur ein Fernsehen, das sich an unsere Generation richtet. Also wir können schöne Probleme formulieren als Erwachsene, aber oft sind wir das Problem.

Dazu fällt mir also spontan nur ein, weil Sie das gerade mit dem Rundfunk ansprechen, die Sendung für die Jugendlichen wegen der Sprache. Die Jugendlichen haben natürlich ihre Programme, so ist das nicht, die sie auch hören, weil sie da wahrscheinlich ihre Sprache finden, das hat sicherlich auch damit zu tun.

Sie nickten eben so beifällig, da würde ich ganz gerne noch Ihre Meinung dazu hören. Herr Professor Brunner:

Das, was Herr Schreier eben ausgeführt hat, kann ich alles ohne jede Ausnahme unterstreichen. Ich möchte noch mal betonen, damit ich nicht missverstanden werde: Nicht nur die Altersstufe 0 – 3 ist wichtig, natürlich ist genauso wichtig die Vorschulzeit, und natürlich ist genauso wichtig die Schulzeit und die Jugendzeit. Das ist nur ein gewisses asymmetrisches Gefälle, am Anfang passiert so ungeheuer viel. Jetzt kann man natürlich politisch verschiedene Konsequenzen ziehen. Man kann sagen, wie Frau Löhr das tut, man soll den Müttern drei Jahre Auszeit geben. Man kann das aber auch anders machen. Und das, denke ich mal, ist genau so berechtigt. Wichtig ist nur, dass man das einfach bedenkt: Die Mütter brauchen irgend etwas, Sie haben es ja gerade schon angedeutet diese Art und Weise, flexibel damit umzugehen.

Was Sie gerade eben gesagt haben, was alles wichtig ist, das wissen wir schon seit 20...40 Jahren, und wir kriegen es ja trotzdem nicht in den Griff, Herr Professor:

Darf ich da gleich etwas dazu sagen: Wenn wir etwas wissen, heißt das ja noch lange nicht, dass wir etwas tun.

Darum fragen wir noch mal konkret: Was müssen wir denn ändern? Wir haben ja einiges, der Ansatz war ja sehr interessant, den Frau Morhard dargelegt hat. Zum Beispiel auch auf die Arbeitswelt bezogen, ob von dort vielleicht auch Signale kommen müssen, die andere Voraussetzungen schaffen, damit wir Familie anders organisieren, Erziehung vielleicht anders organisieren oder besser organisieren oder einfach praktizieren können.

Frau Löhr, bitte:

Zwar bekenne ich mich zu gewissen traditionellen Wertvorstellungen, weil ich sie einfach auch für erprobt halte, jedoch meinen Beitrag bitte ich nicht so zu verstehen, dass ich etwa meine, alle Mütter möchten nun bitte drei Jahre zu Hause bleiben. Erstens weil ich genügend andere Beispiele kenne, ich versuche nur ernst zu nehmen, was mir jede Grundschuldirektorin, jede Schulleiterin im Grundschulbereich sagt, dass sie natürlich den Betreuungsaufwand, den die Eltern erbracht haben, in der Grundschule bereits nach wenigen Wochen feststellt, ja. Und das ist signifikant. Es gibt keine Untersuchung, die belegt, dass es eine optimalere Betreuung gibt als die durch die Eltern.

Das bedeutet aber heute überhaupt nicht – deswegen bin ich sehr dankbar für diese Überleitung –, dass eine Frau zu 100 Prozent zu Hause bleiben müsste. Das ist ja das Tolle an der Zeit, in der wir leben. Zum Beispiel die Mithauptautorin dieser Hefte, auf die ich vorhin so hingewiesen habe, ist Mutter von vier Kindern und hat einen Telearbeitsplatz und arbeitet in Stuttgart und in Berlin und hat vier Kinder, das älteste 14: Stellvertretende Abteilungsleiterin in der BDA parallel. Aber individuelles Lebenskonzept, sie hat einen Ehepartner, der von zu Hause aus arbeitet. Wenn aber zum Beispiel beide wirklich nur von 18 Uhr bis 20 Uhr zu Hause sind, bedaure ich die Grundschullehrer, die das dann irgendwie mit Sprachkompetenz alles richten müssen. Wenn sie dann noch in einer ländlichen Region leben, wo die Kindergarten- oder die Krippenversorgung oder wie man das jetzt je nach Region nennt, sowieso miserabel ist, wo Sie sowieso zu individuellen Lösungen kommen müssen, Tagesmutter hier, Großmutter da, Betreuungsnetze...

Ich glaube, wir leben in einer Zeit, dank Internet und allem möglichen, wo eine Frau – in der Regel ist es ja die Frau – wo die Frau überhaupt nicht mehr Ja oder Nein entscheiden muss. Sicherlich mag es da Einzelfälle geben, wo es Ja oder Nein heißt, aber es gibt heute so viel Übergangslösungen. Ich habe selber mal eine Weile bei einer Großbank gearbeitet, bei der Commerzbank, die haben zum Beispiel so Reintegrationsprogramme, wo man in den Fortbildungsmaßnahmen drin bleibt, wo man Projekte weiter betreuen kann oder wo man für einen bestimmten Zeitraum, den man verabredet mit dem Unternehmen, eine reduzierte Form der Mitarbeit findet, die aber nicht das völlige Aussteigen bedeutet.

Dieses Totalausstiegmodell sehe ich genauso wie Sie. Eine Frau, die für drei oder sechs Jahre aus dem Beruf, aus dem Unternehmen oder aus dem Berufsumfeld aussteigt, auch kommunikativ aussteigt, vor allem kommunikativ aussteigt, ist für diese spezifisches Berufsfeld, wenn sie sehr qualifiziert ist, erledigt. Da ist nichts zu machen. Deswegen ist es eine Frage der Nutzung moderner Ressourcen, Teilzeitorganisation, Lebensarbeitszeit usw. nicht immer nur 100 Prozent zu fordern, sondern zu fragen: Was gibt es denn an Mischlösungen? Und da, glaube ich, fällt der Wirtschaft eine Menge ein. Ich kenne ein Unternehmen, das hat 80 verschiedene Modelle, um Frauen zu reintegrieren.

Darf ich da mal etwas Wasser in den Wein gießen bei der Frau Löhr? Sehr geehrte Frau Löhr, das mag ja zutreffen, was Sie sagen, für bestimmte Ebenen und für bestimmte Gebiete. Ich komme selbst aus Bielefeld, aus dem Westen, und habe das dort in Teilen auch erlebt. Ich bin seit 1990 hier im Osten, bin mit einer Thüringerin verheiratet, wohne in Nordthüringen, wo es wirtschaftliche Probleme auch gibt, gravierende. Dort stellt sich diese Frage überhaupt nicht so. Dort stellt sich zum Beispiel in den meisten oder in vielen Familien die Frage, kann ich arbeiten, habe ich Arbeit, wo kann ich arbeiten, bin ich die ganze Woche über weg, um überhaupt irgendwo mein Geld zu verdienen und was macht die Frau? Die haben ganz andere Probleme. Die haben die Probleme, die Sie hier beschreiben, in der Form überhaupt nicht. Dort haben die Betriebe auch die Probleme ganz anders.

.....

Aber hier hatte sich im Plenum ein Herr zu Wort gemeldet, bitte:

Ja, Sie haben mir da jetzt einiges, was ich sagen wollte, vorweggenommen. Aber vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit einmal zu etwas anderem, was mir hier aufgefallen ist, sagen: Hier sind mehrfach Lösungen angesprochen worden, die aus meiner Sicht länderweit gar nicht regelbar sind. In der Kernfrage, die heute hier angesprochen wurde: Ist es eigentlich sinnvoll, bei den Problemen, vor denen wir stehen, eine Länderhoheit fortzusetzen oder zumindest über Rahmengesetze punktuell die Dinge anzusprechen und bundesweit zu regeln?

Ich darf da mal auf Herrn Professor Brunner eingehen, der die Vorschule und die Bedeutung der ersten Lebensjahre betont hat: Zum Beispiel Vorschule bundesweit, das hielte ich für eine Möglichkeit in Schleswig-Holstein ebenso wie in Berlin und anderswo. Ich selbst komme aus dem Westfälischen, was Sie wohl unschwer heraushören. Aber was für mich viel interessanter ist, wenn in diesem Zeitraum die Ausbildung der Kinder, wenn zu diesem Zeitpunkt eine verbesserte Ausbildung der Kindergärtnerinnen stattfindet, die Eltern frühzeitig eingebunden werden in diese Arbeit im Kindergarten und gleichzeitig etwas stattfindet, nämlich eine sehr frühzeitige, spätestens im 5. Lebensjahr eine Verzahnung zur Schule, dann werden die Eltern, die frühzeitig an Elternarbeit gewöhnt sind, auch von ganz allein rüberwachsen mit den Kindern in eine Grundschule und dort viel intensiver die Möglichkeit einer Mitarbeit annehmen, als das häufig geschieht.

Und dann denke ich noch eins vielleicht, wir haben das Wort Führerschein, man kann auch Eltern-Schule sagen. Ob das nun der Weisheit letzter Schluss ist, weiß wohl niemand von uns. Aber ich glaube eines ist auch wichtig, dass wir erkennen müssen, dass Eltern eigentlich vom Ansatz her alles richtig machen. Aber wenn man mit Eltern spricht und zu tun hat, nicht nur in der Schule, auch in anderen Bereichen, stellte man fest, dass Eltern Angst haben etwas falsch zu machen. Und das ist ja häufig ein ganz großes Problem bei den Eltern. Und ich denke, das muss auch ein Denkansatz sein: Wie nehme ich den Eltern die Angst vor der falschen Entscheidung, durch entsprechende Möglichkeiten sich zu unterrichten? Da ist zum Beispiel ein Thema die Mitarbeit in Kindergärten, Mitarbeit in den Schulen. Sie lernen dort besser, einfach mit diesen ganzen Dingen umzugehen.

Und deswegen glaube ich, kommen wir nicht so ganz umhin, da bundesweit zu denken. Dass etwa jedes Land separat handelt – wie wollen Sie das noch machen? Wir verlangen von unseren Arbeitnehmern natürlich Mobilität. Das heißt, ich muss heute damit rechnen, dass morgen mein Kind in Schleswig Holstein ist. So, da findet es ganz andere Voraussetzungen in der Schule, vor allen Dingen auch im Kindergartenbereich. Ich weiß nicht, ob wir uns es noch lange leisten können in solchen Fällen. Sicherlich haben wir damit bei den Beamten kein Problem, da haben wir das Bundesrahmengesetz. Warum können wir das nicht in anderen Gesetzen genauso regeln?

Herzlichen Dank.

Herr Dr. Höpker:

Natürlich kann ich jetzt nicht auf alles reflektieren, aber das sind natürlich so die Idealvorstellungen von dem, was man machen kann. Diese Kette Kindertagesstätte oder vielleicht noch vorher die Regelung, welcher Elternteil zum Erziehungsurlaub zu Hause bleibt oder zumindest, dass man sich abwechselt, damit die Verluste, die eintreten könnten, so gering wie möglich gehalten werden. Hinzu kommt das Stichwort: Kindertagesstätte und die Einbeziehung der Eltern, dass da natürlich auch die Anbindung der Schule an das Elternhaus einfacher zu knüpfen ist, dass man schließlich das Verständnis zwischen Eltern und Lehrern auch mal etwas ordnet.

Das ist ja nicht nur eine faktische Sache, sondern da scheint ja auch Psychologie darin zu sein, wenn gefragt wird – es gibt da die Untersuchung, ich weiß nicht, ob Sie das gesagt, haben Herr Professor Brunner – wonach sich denn Eltern am Abendbrottisch erkundigen, falls die Familie überhaupt am Abendbrottisch miteinander redet und nicht die »Glotze« schon an ist, wie ich das bei Hausbesuchen erlebe. Da kommt man an, alle sitzen am Tisch und essen, und da kann ja nicht mehr gesprochen werden, sonst bekommt man vom Fernsehen nichts mit.

Also, um das etwas zu überspitzen: Das, was hier gefordert wird, ist sehr ideal, an den Idealen muss man sich mitunter aufrichten, und ich meine aus der Debatte die Frage herausgehört zu haben, u.a. bei dem, was Frau Morhard gemeint hat und auch Sie gesagt haben: Wie kommt man da raus, ja das kennt man seit 40 Jahren, da muss man doch mal handeln, und jeder kennt auch möglicherweise Rezepte.

.....

Es geht eigentlich nur darum: Wie kann man eine Gesellschaft dazu bewegen, dass der Umbruch nun wirklich auch kommt, das der passiert. Wie hoch muss denn das Wasser noch stehen? Also es steht doch schon ziemlich weit oben, und was muss noch passieren, dass der Ruck eintritt, damit das, was nur noch dazu taugt abgeschafft zu werden, endlich abgeschafft und das Neue geschaffen wird.

Eine zweite Bemerkung. Die Föderalismusdiskussion, das ist natürlich ein unendliches Thema. Und wer aus dem hiesigen Landesteil kommt, ist natürlich sehr geneigt zu meinen, dass da wohl so ein einheitliches Bildungssystem eigentlich doch besser war.

Bezogen auf Einzelfragen wissen wir indessen, was besser ist. Auf der anderen Seite hat der Föderalismus – das wissen wir wieder – an vielen Stellen ungeheuren Charme auch für meine Generation hier, der dazu eigene Erfahrungen versagt blieben. Das muss man eindeutig sagen. Man darf da seinen Blickwinkel nicht zu sehr verstellen. Davon bin ich ziemlich überzeugt. Das, obwohl uns das oft genug ärgert, was bei manchen Dingen gegen den so genannten gesunden Menschenverstand geht, die so unter föderalistischen Gesichtspunkten verkauft werden.

Ich meine z. B.: Was die Wissenschaftsministerin Frau Schipanski zu Föderalismus gesagt hat, das ist zunächst ganz vernünftig. Es ist aber dann auch im gleichen Atemzug gesagt worden, allerdings nicht vor dem Mikrofon: Du kannst das nichts durchsetzen, da passiert nichts, das schaffst Du derzeit in Deutschland nicht. Dass da plötzlich ein Kultusministerium in Mainz an ein anderes Ministerium angegliedert wird und die Hälfte der Mitarbeiter verschwindet, das muss wohl ungeheuer schwierig sein. Erkannt ist das schon längst, nicht wahr?

Ich glaube, dass das so ist, aber ich glaube nicht, dass man den Föderalismus nun unbedingt kippen muss. Man muss bestimmte Dinge klären, man muss sich klar sein über die Qualität und darüber, was man an der Strecke der Schiene, die wir hier besprechen, erreichen möchte. Und wie dann die Wege dahin führen, das ist eigentlich Nebenwerk.

Das ist wie beim Qualitätsmanagement. In allen Bereichen verlangen wir heute Qualität, und zu Qualität führt nur ein Qualitätsmanagement. Und dieses Qualitätsmanagement hat also ein Leitbild, das hat die Beschreibung, wie man dahin kommt.

Jedoch meint nun mancher so wirtschaften zu können, wie es ihm gerade gefällt. Einmal redet er sich heraus, er habe halt nicht so viel Geld, habe andere Sorgen, wie das jetzt ja wieder passieren wird. Die schlechte konjunkturelle Lage hier, die strukturbedingte schlechte Lage dort, die Weltwirtschaft dazu: Das alles lässt es nicht zu, dass wir uns hier den angeblichen Luxus mit den nachhaltigen familienfreundlichen Arbeitsmodellen leisten, vielleicht für die ersten drei Jahre, um das Beispiel noch einmal aufzunehmen. Ich will Sie da nicht ärgern, Frau Morhard, doch wird es ja wohl wieder so kommen wie gehabt. Nur muss man doch irgendwann mal Prämissen setzen, dann gibt es das andere nicht. Da wird trefflich zu streiten sein, das ist nun mal in einer Demokratie so, aber man darf es wahrscheinlich auch nicht übertreiben. Und da ist also meine Lebenserfahrung, dass da immer viel zu lange gestritten wird, ehe in der Politik nun irgendwann mal was passiert.

Die Frage ist ja – Frau Morhard, ich nehme Sie gleich beim Wort – wo setzen wir an, meine Damen und Herren? Ich habe im bisherigen Verlauf der Diskussion eigentlich zwei Ansatzpunkte gesehen, an denen wir uns immer wieder in einem gewissen Kreis drehen. Einmal kommen wir immer wieder zu den so genannten Rahmenbedingungen, die nebulös irgendwo im Raum stehen, die auch mal angerissen werden mit Vorstellungen davon, was sich ändern könnte. Wir sind dann sehr schnell bei irgendwelchen Einrichtungen. Und da habe ich das Gefühl, wir verlagern ja schon wieder die Verantwortung für das, was gemacht werden müsste, sehr schnell auf andere Einrichtungen und krepeln nicht dort was um, wo wir es tun müssen.

Ich weiß aber auch sehr wohl, dass es viele gar nicht tun können. Wir haben festgestellt oder wir wissen, dass durch höhere Bildungsvoraussetzungen zumindest die Voraussetzungen gegeben sind, dass man vielleicht auch besser mit Erziehungsproblemen fertig werden könnte. Das heißt nicht, dass der mit der höheren Bildung oder dem besseren Bildungsstand in der Praxis ein besserer Erzieher oder ein besserer Vater oder eine bessere Mutter sein muss oder ist.

Bei diesem Punkt fällt mir noch eins auf: Ich habe ja selbst auch Familie und habe auch Kinder und habe auch die Zeiten mit Elternversammlungen, Kindergartenversammlungen hinter mir. Und wenn ich die Diskussion hier verfolge, dann fällt mir selbstkritisch auf, dass sich ja eigentlich mit diesen Fragen intensiv immer die Leute beschäftigen, die sich auch gern mehr intellektuell damit auseinandersetzen, wie eben auch in den Elternversammlungen und Kindergartenversammlungen. Dort kommen ja zum Teil auch die Eltern gar nicht mehr hin, die vielleicht auf einem anderen Level leben. Ob sie sich nie dafür interessiert haben, will ich gar nicht behaupten. Auf jeden Fall nehmen sie nicht teil. Sie überlassen es den anderen Leuten. Ob das immer richtig ist? Jedoch weiß ich da auch keine Lösung.

Die Frage ist für mich: Müssen wir, wo auch immer, andere Schlüsselkompetenzen – natürlich zuerst bei unseren Kindern – entwickeln, anders entwickeln, anders gewichten oder wie müssen wir die anders entwickeln und stärker entwickeln, um zumindest diese Menschen dann besser auf das Leben in erwachsenen Jahren und auf ihr Eltern-dasein vorzubereiten, also nicht nur auf das Berufsleben?

Ich würde dann gerne – wenn Frau Morhard vom Bildungswerk der Thüringer Wirtschaft gesprochen hat – die Vertreter vom Handwerk und vom Verband der Wirtschaft hier fragen wollen, hinsichtlich Rahmenbedingungen, ob es da vielleicht Vorschläge gibt, wo wir dann über diese Rahmenbedingungen, vielleicht auch über neue Rahmenbedingungen, die Sie nicht setzen können, die aber politisch gesetzt werden müssen, zu anderen Formen oder zu einer besseren Kultur der Leistung kommen könnten. Ich will dieses Problem deshalb nicht wegschieben wohlgemerkt. Aber Frau Morhard hatte sich zuerst gemeldet:

Ich würde gerne die Diskussion insofern reflektieren und feststellen, dass wir zum einen über den Erziehungsbereich gesprochen haben: Erziehungsauftrag und Bildungsauftrag. Das sind ja zwei Dinge, die unmittelbar zusammen gehören. Darf ich für die Nichtthüringer und Thüringer Gäste sagen, dass wir ein exzellentes Kinderbetreuungssystem in Thüringen haben.

Es gibt ja das Bundeserziehungsgeldgesetz, das durch ein Landeserziehungsgeld in Thüringen ergänzt und dadurch verlängert wird. Dann gibt es einen Rechtsanspruch auf Kindergartenplätze ab zweieinhalb Lebensjahre. Davor bieten Kommunen freiwillig Krippenplätze an, die Babys bereits mit 8 Wochen nehmen können. Wir haben in Thüringen Kindergartenplätze für alle und weiter noch Hortbetreuungsangebote in der Grundschule. Andere Bundesländer können Thüringen darum beneiden.

Ich würde aber jetzt gerne auf die Bildungsebene gehen. Der Kindergarten hat einen Bildungsauftrag, der allerdings etwas klarer formuliert werden müsste als bisher. Daran arbeitet die Politik ja auch. Es steht immer wieder die Frage im Raum, wie es sich denn nun mit der Qualität der Schulabgänger verhält? In unserem Papier, das wir heute zur Diskussion stellen, haben wir viel unter dem Gesichtspunkt Öffnung von Schule erörtert. Herr Schreier hat vorhin auf die notwendigen Rahmenbedingungen hingewiesen: Schulleiter müssen mehr Kompetenzen bekommen, die Schule sollte ein Schulprofil erarbeiten dürfen, das Lehrerkollegium muss ebenfalls Freiheiten haben, um Schule gestalten zu können, und Schule muss sich noch stärker öffnen. Öffnen heißt sich Partner an die Schule zu holen.

Gerade die Vertreter des Landesverbandes der Freien Berufe klagen über fehlenden Nachwuchs. Selbstkritisch sagt Dr. Höpker: » Ja da müssten wir doch auch mal stärker auf die Schule zugehen«. Es wäre eine gute Gelegenheit, miteinander ins Gespräch zu kommen und sowohl gesellschaftliche als auch wirtschaftliche Informationen an die Schule heranzutragen und in Richtung SCHULE – WIRTSCHAFT zusammenzuarbeiten oder eine Patenschaft einzugehen. Es sollen Berufswahlentscheidungen befördert, handlungsorientiertes Wissen vermittelt und gesellschaftliches Wissen an Schulen getragen werden. Ich hätte hier gern noch mal einen Akzent setzen wollen, weil wir dies in unserer Stellungnahme sehr ausgiebig beschrieben haben und es ist mir bisher ein bisschen zu kurz bekommen.

.....

Danke schön, die Dame dort hinten, bitte.

Ich kann daran anschließen, was Frau Morhard gesagt hat. Ich komme vom Wirtschaftprojekt Fritzi. Weil Frau Morhard sagte, Wirtschaft mehr in die Schule reinbringen.

Zum Projekt FRITZI: Wer es nicht kennt, FRITZI ist ein Projekt zur Berufsorientierung für Mädchen. Es geht darum, Mädchen von den klassischen Hitberufen ein bisschen wegzuorientieren, hin zu Zukunftsberufen. FRITZI will Schülerinnen die Breite des Berufswahlspektrums praxisnah zeigen. Und wir arbeiten nicht nur mit den Schülerinnen in Workshops, Projekttagen, AGs und Unternehmensbesichtigungen, sondern sind auch in Elternarbeit und Lehrerarbeit tätig.

Das eine für einen engere Zusammenarbeit zwischen Schule und Wirtschaft ist, sozusagen Wirtschaft aufzufordern, mehr an Schule heranzutreten. Zum anderen kann ich vielleicht auch als Reaktion auf die Bemerkung von Herrn Schreier sagen, dass gerade Lehrer befähigt werden sollten, mit den Angeboten besser »umgehen« zu können, im Sinne der »Nutzung«. Ich habe selbst in der Praxis erlebt, dass Pädagoginnen und Pädagogen sagen: »Wir würden gerne, aber uns fehlen einfach Informationen über die aktuelle Wirtschaftslage, Infos zu Chancen von Mädchen und Jungen in der Wirtschaft, weil einfach Schule zu wirtschaftsfern ist.«

Und diese Informationen tragen wir in Weiterbildungen in die Schulen, damit Lehrerinnen und Lehrer auch zur Begleitung solcher Prozesse befähigt werden. Und gerade hier in Thüringen habe ich es erlebt, dass Pädagoginnen und Pädagogen in den Schulen sagen, sie haben das Gefühl eine Art Machtverlust zu erleben. Früher sei es so gewesen, dass die Eltern weniger Mitspracherecht hatten. Jetzt können Eltern über alles bestimmen und die Lehrer selbst fühlen sich sehr beschränkt.

Die notwendigen Kompetenzen zum Dialog und zur Begleitung von Schülerinnen und Schülern auf ihrem Weg in den Beruf zu entwickeln, ist Thema in den Weiterbildungen, die wir anbieten. Parallel dazu leisten wir auch Elternarbeit. Lehrer sagen uns häufig, dass die Eltern, die an Elternabenden zur Berufsorientierung teilnehmen, in der Regel selbst nur drei Berufe kennen. Wie sollen sie ihr Kind also kompetent unterstützen einen Beruf zu wählen – einen Beruf, der der Vorstellung des Kindes auch wirklich entspricht und den es nicht nach vier Wochen abbricht. Also wir wollen Eltern wirklich Informationen zu Berufsbildern anbieten und unterstützen in ihrer Rolle.

Wie Herr Professor Brunner vorhin sagte: Die Menschen stärken, welche die Jugendlichen begleiten. Und Stärken, das heißt Eltern, Lehrerinnen und Lehrern wirklich Kompetenzen zu vermitteln, nicht nur den Schülerinnen und Schülern selbst. Das ist mein Anliegen bzw. unser Anliegen von FrITZI.

Ja herzlichen Dank, ich möchte das Wort jetzt noch mal an die Herren Dr. Höpker, Botschatzki und Meier geben, um vor allem auch mit dem Blickwinkel zurückzukehren ob das, was wir auch gerade gehört haben, dazu beiträgt, dass wir da wieder die Kurve kriegen. Bekommen wir das damit geregelt, dass wir eine bessere Kultur der Leistung bei uns etablieren? Bitte, Herr Botschatzki:

Also ich glaube, wir müssen alle erst mal daran arbeiten, dass wir alle unserer eigenen Verantwortung gerecht werden. Die Politik muss die Rahmenbedingungen schaffen, und ich glaube, dass das kein anderer kann. Unter Rahmenbedingungen, weil das auch gefragt wurde, sehe ich zum Beispiel die Entbürokratisierung. Denn nicht nur, wenn jemand einen Kindergarten eröffnen will – da gebe ich Ihnen vollkommen Recht, Frau Löhr –, tritt die Bürokratie in Kraft: Sondern auch, wenn wir die Arbeitszeit ändern wollen, wenn wir für unsere Frauen familienfreundliche Arbeitszeiten schaffen wollen, müssen wir Bürokratien überwinden, die es eigentlich gar nicht zu überwinden gibt. Da reden ja sehr viele mit.

Die Schule muss wirklich das werden, was Frau Morhard gesagt hat, die Schule muss sich als Dienstleister fühlen und der Schuldirektor muss ein Manager werden von dieser Schule.

Wir als Wirtschaft müssen wirklich Systeme, Arbeitszeitsysteme schaffen, die Frauen und Männern Arbeitszeiten ermöglichen, dass sie sich überhaupt noch mit Kindern beschäftigen können. Das zumal dann, wenn es in Thüringen wirklich so ist, wenn ich richtig informiert bin, dass sich die Anzahl der Single-Frauen und Single-Männer, also der allein erziehenden Mütter und Väter doch ziemlich steil entwickelt.

In diesem Zusammenhang muss ich auch unserem Moderator, Herrn Lücke, vollkommen Recht geben, Also da gibt es schon einen kleinen Unterschied zwischen West und Ost. Und der Unterschied ist nicht so klein, wie Sie eben gesagt haben. Aber wir haben auch bessere Voraussetzungen in Kindergarten und Kinderkrippe, das muss ebenso gesagt werden.

Was meiner Ansicht nach noch vorwärts getrieben werden muss, ist die Frage der Ganztagschulen, die wir ja eigentlich schon seit langem fordern. Diese Ganztagschulen wünschen wir uns nicht nur zur Beschäftigung der Kinder, sondern auch dazu, dass sie unter Anleitung lernen und Schulaufgaben machen können, wenn die Eltern denn schon im Schichtsystem arbeiten müssen.

Und die Familie? Ich glaube, da brauche ich nicht mehr viel sagen, da haben wir lange genug diskutiert. Die Familie muss ihrer Verantwortung in der Erziehung gerecht werden, wobei ich natürlich einräume, dass das in einer Arbeitswelt, wie wir sie im Augenblick haben, für alleinerziehende Mütter und Väter nicht ganz leicht ist. Das muss man ganz einfach sehen. Und hier muss nicht nur der Staat – nein, die Gesellschaft helfen. Staat ist falsch, denn vom Staat können wir auch nicht alles erwarten.

Auch wenn ich nun die Koalitionsvereinbarung, die zwischen Rot – Grün abgeschlossen wurde, in vielen, vielen Punkten kritisiere. Ein Punkt ist positiv, dass sie Gelder bereitstellen, und das gar nicht so wenig, um die Ganztagschulen mit der Vollbetreuung, also auch mit der Lernbetreuung zu schaffen. Ich hoffe nur, sie machen es.

Herr Botschatzki, vielleicht noch ein Satz aus der Sicht der Wirtschaft zu Schlüsselkompetenzen, die auch in den Papieren immer wieder formuliert werden. Was können wir tun, um welche Schlüsselkompetenzen stärker zur Wirkung zu bringen bei den jungen Menschen? Wo muss man da ansetzen, was können wir da konkret tun? Schließlich beklagen Sie ja dann hinterher die Defizite im Betrieb.

Ich glaube, das ist auch wieder eine Gemeinschaftsaufgabe, die wir gemeinsam – Schule und Wirtschaft – erfüllen müssen. Der Schlüssel ist eigentlich, dass wir unseren Jugendlichen, unseren Schülern beibringen müssen, was ein Betrieb ist. Es ist ja erschütternd, wenn Sie in die Schule gehen und fragen: Was verstehst du unter einem Unternehmen? Da guckt der Dich an, der weiß gar nicht, was er antworten kann oder sie, egal jetzt.

Also das müssen wir rüberbringen. Wir müssen Jugendlichen sagen, welche Perspektiven sie in der jeweiligen beruflichen Ausbildung haben. Und wir müssen unseren Schülern sämtliche Berufsbilder vorstellen. Es kann nicht sein, dass – ich müsste lügen – aber ich glaube von etwas über 100 Berufsbildern 15 von den Schülern gewählt werden und da drunter immer wieder Frisör. Also wenn wir uns alle erst mal gegenseitig die Haare schneiden, dann werden wir nicht lange überleben.

Es ist aber auch so, dass das Elternhaus sehr intensiv darauf einwirken muss. Das Elternhaus hat nach der Wende darauf eingewirkt – mal als Beispiel –, dass ihr Sohn oder ihre Tochter nicht in der Metall- oder Elektroindustrie beginnt. Aus einem ganz einfachen Grund. In dem Wirtschaftszweig wurden die Arbeitsplätze von 330.000 auf 30.000 abgebaut. Die haben dann gesagt: Du wärst ja blöd, wenn du dort hingehst, da wirst Du bloß rausgeschmissen.

Das sieht heute jedoch völlig anders aus. Wir geben heute von Gesamtmetall für die Infobusse, wo also die Schüler wirklich gezeigt bekommen, was sie in der Metall- und Elektroindustrie lernen können, welche Perspektiven dort auf sie warten, 10 Millionen Euro aus, nur um die Lehrlinge zu uns reinzuholen. Da gibt es nun wieder Unterschiede. Wir als Betrieb, der nun mal Fahrzeuge herstellt, haben natürlich einen anderen Zulauf von Lehrlingen als ein Betrieb, der Zulieferungen produziert. Lernen sie doch bei uns ein Auto zu bauen, und Auto bauen ist immer interessant. Das ist nun mal so oder meistens so.

Ich sehe es als einen wichtigen Schlüssel, dass wir den Jugendlichen rüber bringen, was Wirtschaft ist, was wir selbst unter Wirtschaft verstehen, welche Perspektive uns die Wirtschaft bietet. Und ich glaube, dann sind sie auch bereit, die Leistung zu bringen, die wir von ihnen erwarten.

Ja, schönen Dank.

.....

Herr Meier:

Sie sprachen vorhin von Rahmenbedingungen. Ich glaube, wir haben hier in dem vorliegenden Papier diese allgemeinen Forderungen stehen, wie die Rahmenbedingungen verändert werden müssen. Nicht nur das Handwerk, fast alle Wirtschaftsverbände und -organisationen haben solche Papiere erarbeitet. Aber deswegen möchte ich hier vielleicht gar nicht darauf eingehen.

Vielleicht mal eins: Von dieser ganzen Problematik – Ergebnisse PISA und letztendlich von der Leistungsfähigkeit, von der so genannten Ausbildungsfähigkeit der Schüler – ist eigentlich das Handwerk am meisten mit betroffen. Auf der einen Seite haben wir Berufe, die sehr hohen Ansprüchen genügen, dort suchen wir auch gute Schüler. Und auf der anderen Seite sind wir aber der Abnehmer von den so genannten Leistungsschwachen.

Ich habe gerade heute früh mir noch mal die Zahlen angeschaut. Im letzten Jahr hat das Handwerk neun Prozent Schüler ohne Hauptschulabschluss eingestellt und 34 Prozent mit Hauptschulabschluss. Das heißt, 45 Prozent aller Ausbildungsverträge wurden mit diesem schwierigen Klientel abgeschlossen.

Und wenn ich weiß, wie es dort um das Leistungsvermögen bestellt ist, dann brauche ich mich auch nicht zu wundern, wenn sich teilweise Betriebe von der Ausbildung zurückziehen, weil sie nämlich sagen: Ich habe Negativerfahrung gemacht.

Natürlich sprechen wir auch die betroffenen Betriebsinhaber immer wieder an und appellieren, dass sie dran bleiben sollen. Ungeachtet der Schwierigkeiten in solchen Betrieben kommt immer ganz leicht die Forderung, die Wirtschaft muss eine Aufgabe erfüllen. Deswegen müssen wir aus unserer Sicht fordern:

Hier muss insbesondere in Richtung Berufsvorbereitung was getan werden. Wir können diskutieren, so viel wir wollen, wir können gute Schulformen entwickeln wie wir wollen: Es wird immer eine Anzahl von Schülern existieren, die bestimmte Voraussetzungen nicht erfüllen. Auch denen müssen wir ein Ziel geben, wie wir es richtig formuliert haben, eine Aufgabe geben.

Herr Botschatski sprach auch gerade das Problem Berufsvorbereitung, Berufsorientierung an, dem wir uns eigentlich auch stellen. Das Bedenkliche ist, glaube ich: Sie hatten vorhin von 15 Berufen gesprochen, jedoch verhält es sich nach unseren Untersuchungen so: Realschüler kennen im Schnitt fünf Berufe und Gymnasiasten sechs Berufe, wenn sie einfach danach gefragt werden. So schlimm ist es eigentlich.

Das heißt aber, diese Aufgabe – Berufsvorbereitung, Berufsorientierung – ist nicht nur von einer Gruppe zu bewältigen. Das ist wiederum eine Gesamtaufgabe.

Und wenn wir sagen: »fehlende Ausbildungsfähigkeit ohne Schulzuweisung« muss ich dennoch feststellen: dann kommt natürlich in diesem Prozess der Schule die Hauptarbeit zu. Denn die Schule ist letztendlich diese Institution, die Bildung vermitteln muss.

Hier muss man sicherlich andere Wege gehen. Wir haben schon gute Ansätze auch in Thüringen in Richtung dieser lernfeldorientierten Ausbildung, in dem also nicht nur reines Fachwissen in einzelnen Fächern vermittelt wird, sondern wo versucht wird im Rahmen der Bildung die Zusammenhänge zu erklären. Das ist, glaube ich, ein Weg, der unbedingt notwendig ist.

Anwenderwissen: Wir haben in der PISA-Studie festgestellt, genau unseren deutschen Schülern hat das Anwendungswissen gefehlt. Da muss man sich auch überlegen, haben wir immer die richtigen Methoden, muss ich immer Goethe und Schiller als starren Text nehmen oder kann ich das nicht so gestalten, dass ich auch wirtschaftsnahe Dokumente nehmen und mich darüber mit den Schülern unterhalten kann? Die ganze Frage der Kompetenzförderung ist sicherlich auch in diesem Rahmen mit zu sehen. Eine wichtige Frage in diesem Zusammenhang, ich hatte sie vorhin schon mal mit angesprochen, ist natürlich auch die ganze Befähigung der Lehrer.

Aber zu einen Punkt lassen Sie mich bitte abschließend noch was sagen: Diese ganze Frage Erziehung und Aufgabe Schule ist aus meiner Sicht, gerade wenn ich jetzt mal Thüringen sehe, vielleicht auch ein Punkt, an dem erkennbar ist: Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass Schule mit für die Vorbereitung auf das Leben, sprich auf die Berufsvorbereitung, da ist, dass das eine ihrer Hauptaufgaben sein sollte. Wir haben gerade jetzt die Diskussion über das Thüringer Schulgesetz. Da gibt es einen Paraphen 2, der allgemeine Aufgaben, die die Schule erfüllen soll, mit enthält. Wir haben dort alle möglichen Sachen mit drin. Von mir aus Heranbildung zur Medienkompetenz und was weiß ich nicht alles.

.....

Aber eine wichtige Aufgabe, die Erziehung und Vorbereitung auf das Berufsleben, dieser Absatz fehlt im Thüringer Schulgesetz. Ich muss sagen, diese Aufgabe und diese Forderung wurden auch im Landesschulbeirat mit auf die Tagesordnung gesetzt, der ja eigentlich das Kultusministerium mit berät. Es war dann die Rede davon, dass, wenn jetzt eine Sparte herausgehoben würde, dann noch so und so viel dazugeschrieben werden müsste. Ich glaube, das ist eine grundsätzlich falsche Einstellung.

Ja schönen Dank. Hier war eine Wortmeldung zwischendrin, die will ich noch zulassen.

Ich wollte gern noch einmal Bezug darauf nehmen, was der Herr eben zur Vorbereitung in der Schule auf das Berufsleben gesagt hat. Denn ich komme von einer Hauptschule.

Was mir dabei auffällt, das wurde ja vorhin auch von Professor Brunner gesagt: Wir sollen positiv denken und auch das Positive an die Schüler vermitteln. Wenn das Handwerk auch den Schülern eine Chance einräumt, die kaum eine Befähigung haben, muss ich auch einfach sagen: Wir entlassen solche Kinder ja häufig sogar ohne Hauptschulabschluss. Die wollen später aber auch etwas leisten. Die wollen nicht als ungelernete Arbeiter irgendwo sein. Doch die bekommen zu hören: Bäcker kannst Du nicht werden, Frisör kannst Du nicht werden, schaffst Du alles nicht. Das sind heute technologisch so hochwertige Berufe, das kannst Du gar nicht werden.

Dann müsste es zumindest – ich denke, der Herr aus dem Westfälischen hat da vorhin etwas Wichtiges gesagt – z. B. was die Kochlehre angeht, auch andere Denkansätze geben. Wenn einer vielleicht zu einem Hilfskoch entwickelt wird, dann hat dieser Schüler aber auch eine Ausbildung und kann auf etwas stolz sein, was er geleistet hat.

Da ist vielleicht das Handwerk mit aufgefördert, aber auch die übrige Wirtschaft, umzudenken. Wenn wir alle so sehr viel mehr Qualifikation benötigen, was machen wir mit all den Menschen, die eine anspruchsvolle Qualifikation nicht kriegen können? Denen müssen wir doch auch eine Perspektive bieten.

Die eine Perspektive ist Sozialleistung, die sie dann von Anfang an erhalten, und die andere Perspektive ist, sie in eine Arbeit zu vermitteln, wo sie auch das Gefühl haben, dass sie etwas wert sind.

Als letztes möchte ich unterstreichen, dass wir bei den Eltern mit ansetzen müssen. Auch das ist natürlich ein Problem, was wir haben. Zurzeit ist es so, dass es eine Reihe von Eltern nicht interessiert, ob ihre Kinder Hausaufgaben erledigen oder nicht oder ob sie in die Schule gehen oder nicht. Da geht es um die Schülergruppe, die Sie hier angesprochen haben. Aber wenn wir den Eltern vermitteln könnten und – das ist eine Runde-Tisch-Aufgabe – ihnen zeigen: Nur wenn Du Dich um deine Kinder kümmerst, nur durch Deine Arbeit mit den Kindern oder Deine Gesellschaft mit den Kindern oder durch Reden mit den Kindern werden diese Kinder es mal zu etwas bringen, kommen wir ein weiteres Stück voran. Das ist ein politischer Weg, den man gehen muss. Da muss unsere Gesellschaft einfach umdenken. Vielleicht wäre das ein Weg.

Ja herzlichen Dank, wir waren eben in der Runde zu den Rahmenbedingungen und dem, was dazu erforderlich ist, noch nicht ganz fertig.

Herrn Dr. Höpker hätte ich da gern noch dazu gehört:

Ja, vielleicht noch ganz kurz die Bemerkung zu ihrem Beitrag eben. Das ist ja richtig, und man kann da sicherlich mehr tun als bisher getan wurde. Aber was solche Hilfsberufe anbetrifft, die gab es ja mal. Da gab es einen Facharbeiter für Transporttechnik: nicht unbedingt einer, der irgendeinen Fahrlader oder Kran betrieben hat, sondern der fuhr einen Wagen von einem Arbeitsplatz zum anderen und hat die Bearbeitungsteile an den Werkbänken bereitgestellt. Viele dieser Hilfsberufe sind ja weggefallen und fallen weiter weg, die für diejenigen geeignet waren, die halt eine bestimmte Qualifikation nicht mehr erreichen konnten oder können. Das heißt, es wird alles etwas komplizierter. Und wir müssen nun mal davon ausgehen.

Ich wollte nur das Stichwort geben: Menschen lassen sich nicht beliebig formen, sondern nur begrenzt. Das weiß Herr Brunner genauso wie Sie und alle anderen in unserer Diskussionsrunde, dass zumindest die genetischen Voraussetzungen auch sehr unterschiedlich sind, dass nicht alles formbar ist, dass nicht alles machbar ist.

Aber ich schließe mich natürlich, um auf Ihre Frage zurück zu kommen, den Äußerungen von Herrn Meier und Herrn Botschatzki an. Ich denke, wir haben alle Grund unsere eigene Position zu überlegen und da, wo zumindest Denkdefizite bei den Verantwortlichen spürbar sind, auch in den Verbänden diese offen zu legen und zu entscheiden, was und wie und wann und mit welcher Intensität wir an unsere gemeinsamen Aufgaben gehen. Wenn wir heute hier den großen Themenkreis beleuchtet haben – das soll noch nicht das Schlusswort sein –, dann eigentlich deshalb, damit allen klar wird, dass jeder an seiner Stelle einen Handlungsbedarf hat. Und das geht dann aber weit über das Reden hinaus.

Wir müssen also beispielsweise mit unseren Mitgliedsverbänden besprechen, wie wir vorbereitet sein werden, wenn das Thema wirklich sehr brisant wird. Wenn wir nämlich überhaupt keinen Nachwuchs mehr kriegen, dann müssen wir schon was tun. Deshalb ist also der Kontakt zu den Schulen zu suchen.

Und ich finde, dass es eigentlich ganz gut beschrieben ist, hier auf der letzten Seite unseres Thesenpapiers in einigen Punkten: Dort sagen wir, die Schule ist ein Dienstleistungsbetrieb für Bildung und Erziehung – nageln Sie mich bitte nicht fest, es gibt sicherlich schönere Formulierungen – und der Schulleiter und die Schulen sollen autonom werden, sie werden ein Qualitätsmanagement durchsetzen, ihr Ziel definieren, was sie machen wollen, wo ihre Schwerpunkte liegen, Angebote unterbreiten, in Konkurrenz zu anderen zu treten.

Dann wird wahrscheinlich, nehme ich an, das Aufeinanderzukommen von Wirtschaft und anderen einen größeren Druck erleben, zum beiderseitigen Vorteil. Davon bin ich ziemlich überzeugt. Wenn man sich mit der Frage etwas länger beschäftigt, dann kommt es sicherlich auch zu enormen Synergieeffekten.

Aber es ist halt so: Sie, Frau Löhr, sagten das mit dieser Bürokratie. Holen Sie doch mal jemanden, der die 10. Klasse absolviert, in den Betrieb. Was Sie da für Voraussetzungen erfüllen müssen. Da scheue ich mich schon. Das beginnt bei uns z.B. damit, dass ich nachschauen muss, ob die Person bereits geimpft ist. Wenn nicht, muss z. B. gegen Hepatitis geimpft werden. Geschieht es nicht, da habe ich den Schwarzen Peter. Und das ist ein Schwarzer Peter, den keiner tragen kann. Ich kann das nicht machen. Da gibt es also mehrere große Hürden. Da wäre natürlich im Zuge solcher Dinge ebenso zu prüfen, ob das denn alles notwendig ist.

Auch damit werden wir uns in Zukunft beschäftigen müssen, davon bin ich überzeugt. Deshalb denke ich auch, dass solche Veranstaltungen notwendig sind, dass man sich über den Ernst der Situation im Klaren ist und auch für sich selbst vielleicht einen Motivationsschub bekommt.

Ja schönen Dank Herr Dr. Höpker. Ich möchte dann gleich zu einer kleinen Schlussrunde im Podium kommen. Ich möchte das aber nicht ohne vielleicht noch zwei, drei Aspekte zu versuchen anzureißen.

Der letzte Punkt von Ihrem Papier, Herr Dr. Höpker, der fängt ja damit an: Wirtschaft will Schule auf ihrem Weg in die Selbständigkeit unterstützen. Das Stichwort Selbständigkeit ist da für mich ein sehr wichtiges Stichwort im Hinblick auf die Zielgruppe, um die es ja bei uns im Kern geht. Nämlich die Kinder und Schüler, nicht bezogen auf das spätere Berufsleben, sondern darauf, dass sie zur Selbständigkeit erzogen werden. Ich will das an einem kurzen Beispiel erläutern. Sie werden vielleicht ähnliche Erfahrungen in Ihrem Bereich gemacht haben.

Zu bestimmten Zeiten im Jahr laufen ja in den Firmen, in den Betrieben die Anrufe ein hinsichtlich Berufsorientierung, Praktika, die von den Schülern absolviert werden sollen. Und interessanterweise häufen sich zumindest bei uns die Fälle, in denen nicht der betreffende Schüler oder die betreffende Schülerin anruft und nachfragt, sondern die Eltern. Das ist so ähnlich wie mit den Bewerbungen für eine Lehrstelle. Das habe ich auch alles hinter mir, kenne ich alles. Also ich weiß, wovon ich rede, das ist nicht Theorie.

Die Eltern rufen an. Ich mache es in der Regel so, dass ich frage, warum sie anrufen. Dann sind die ganz erschüttert. Aber über diese Fragestellung kommen die Eltern nämlich dann irgendwann darauf, dass hier ein Stück Selbständigkeit eigentlich schon gefordert ist, beim Schritt vom Schulleben in das Berufsleben, das von den Betrieben, auch von uns als Zeitung, erwartet wird. Und denjenigen, der dort neugierig ist auf einen Beruf, sich orientieren will, vielleicht später dorthin will, den möchte ich erst mal selbst erleben, auch bereits am Telefon. Denn den frage ich zum Beispiel als erstes: Sie wollen in den Journalismus? Warum wollen Sie sich das eigentlich antun? Da ist der erst mal erschüttert, weil der glaubt, ich will den also nicht zu diesem Beruf bringen. Dann stelle ich nämlich fest, was der von dem Beruf eigentlich weiß, wie der eigentlich orientiert ist in dem Punkt.

Und damit fängt es nämlich an. Das hat mit Selbständigkeit zu tun. Wir müssen nicht nur die Schule auf einer gewissen Ebene selbständig machen, sondern wir müssen vor allem unsere Kinder, und zwar sehr frühzeitig auf einer gewissen Ebene selbständig machen. Und ich hätte auch dazu noch mal in einer Studie in einer Schlussrunde etwas hier im Podium gewusst, auch im Hinblick auf Schlüsselkompetenzen, die unter dem Tenor Kultur der Leistung da stärker ausgeprägt werden müssen: Schlüsselkompetenzen und was wir dafür tun können.

Denn, meine Damen und Herren, ich hatte ja zu Beginn einfach diese Form erwähnt: was ist Leistung? im Ruhrgebiet sagen sie: was ist Leistung? Watt steht letztlich auch für Leistung, aber es geht um Arbeit durch Zeit. Und mir ist sehr wichtig, dass wir auch darauf noch mal zu sprechen kommen unter dem Gesichtspunkt von Schlüsselkompetenzen. Was müssen wir ändern im Hinblick auf Zeit, Zeit haben, im Hinblick auf Arbeit investieren in diese Dinge, die wir da verändern wollen? Das möchte ich also hier im Podium gern noch einmal erfragen.

Frau Löhr vielleicht mal zunächst:

Das, was Sie hier als Stichwort nennen, dass wir eine gewisse Kultur der Selbständigkeit brauchen, halte ich für eine ganz zentrale Anforderung. Wir haben in Deutschland eine sehr niedrige Selbständigenquote, die liegt bei neun Prozent, im Moment sogar wieder mit sinkender Tendenz. Es war eine Weile mal wieder in so einem Gründerboom so ein bisschen nach oben gegangen und ist natürlich jetzt durch die Situation in der so genannten New-economie noch mal wieder richtig nach unten geschockt. Dann gibt es eine Untersuchung bei Erwachsenen: 89 Prozent wünschen sich einen Chef. Ich glaube, dass wir in der Tat die Verpflichtung haben, Jugendliche auf ein selbständiges Leben vorzubereiten. Das meine ich jetzt zunächst mal allgemein ethisch. Aber ohne eine gewisse persönliche Selbständigkeit und eine Basisausbildung einerseits in den elementaren Kulturtechniken, andererseits auch Basisausbildung in Teamarbeit, Lernverhalten, Medienumgang, Kooperationsfähigkeit – das wurde hier schon genannt – kann ich vor allen Dingen eins als junger Mensch heute nicht schaffen: dass ich in meinem Berufsleben, das sicherlich bei den Jugendlichen 40 Jahre und mehr dauern wird, dass ich in diesem Berufsleben noch einige Berufe erlerne oder mich selbständig machen kann.

Wir dürfen uns ja nicht der Illusion hingeben, dass wir die Jugendlichen nur auf einen Beruf vorbereiten, den sie dann 40 Jahre ausüben. Wer das Glück hat, heute in einen Ausbildungsberuf reinzukommen, dem kann ich fast garantieren, dass er in dem nicht alt wird. Denn die allermeisten Berufe – Bäcker ist vielleicht eine Ausnahme und Frisör – werden bald so nicht mehr sein wie sie jetzt sind. Eine weitere Rolle spielen dann gesundheitliche Gründe, familiäre Situationen, Arbeitsmarktsituationen.

Wir müssen die Jugendlichen, und das ist mit Kultur der Selbständigkeit vielleicht zu verbinden, darauf vorbereiten, dass sie selbst aktiv zu sein haben – Beispiel selber anrufen. Und dass, wenn sie sich nicht selbst steuern, sie keiner steuern wird. Und das, was sie selber nicht erreichen wollen, wird keiner für sie erreichen.

Für mich ist relativ deutlich, dass sich – sagen wir – die Kulturen im Osten und im Westen da sehr angeglichen haben. Die Erwartungshaltung Richtung Staat ist im Westen gigantisch groß. Also die Versorgungsmentalität bei Jugendlichen, ich kann mich an Bücher erinnern, »Was der Staat Dir schuldet«, ja, die waren im Westen überall gängig, diese schnellen Antworten: Wo habe ich Ansprüche, wenn das bei mir nicht klappt? Wo kann ich mir da noch was holen, wer gibt mir noch da eine ABM-Brücke oder Fortbildungsbrücke, obwohl ich die in ein Berufsfeld hinein mache, in das ich sowieso nie hinein möchte?

Also Kultur der Selbständigkeit bei den Jugendlichen hervorrufen, nicht drohend, sondern die Kultur der Selbständigkeit attraktiv machen.

Ich habe mich selbständig gemacht mit meiner Beratung, da war ich 31. Also wenn man mir als Studentin gesagt hätte, dass ich mal selbständig eine Personalberatung führe, hätte ich damals gesagt: Das kann ich gar nicht, ich weiß gar nicht, was das ist.

Ich kannte den Beruf gar nicht, den ich heute habe. Aber selbständig für sich verantwortlich sein, das haben mir meine Eltern beigebracht. Sicher sind dass diese Eigenschaften, diese Persönlichkeitseigenschaften noch viel wichtiger als die rein kognitiven. Bei den kognitiven kommen wir mit dem elementaren Bereich aus, der muss solide sein, da muss man drauf aufbauen können. Aber bei den Persönlichkeitsmerkmalen ist Selbständigkeit ganz weit vorn. Das ist Nummer Eins für mich.

Ja, vielen Dank.

.....

Das ist, glaube ich, eine gute Überleitung für Professor Brunner:

Ganz sicher. Selbständigkeit ist ein ganz, ganz wichtiges Erziehungsziel, ohne Zweifel. Das kann ich nur ganz dick unterstreichen, und ich entwickle es noch einmal ganz kurz aus meiner Position der Ethik der Verantwortung. Wenn wir Kinder und Jugendliche als Partner verstehen, also natürlich nicht als Partner der Entscheidung auf unserer Erwachsenenenebene, sondern als Partner, als Menschen, dann anerkennen wir sie als Persönlichkeiten. Und dann fühlen sie sich verstanden. Das ist genau der Punkt, den Herr Schreier vorhin angesprochen hat, vom Unterricht, in dem die Schüler erwarten, dass sie ernst genommen werden. Das ist genau der Punkt. Und das natürlich altersgemäß.

Und das bringt uns zu der Verantwortung, eben das wahrzunehmen, diese Haltung zu entwickeln, dass wir die anderen anerkennen: die Kinder auf ihrer Stufe, die Schüler auf ihrer Stufe. Und das bedeutet dann die Kompetenzen herauszustellen, die jeder hat. Ich betone noch mal ganz kurz: Sie haben es gemerkt an meinen Ausführungen, ich arbeite lösungsorientiert, nicht defizitorientiert. Das heißt, ich gucke nicht nach dem, was wir noch nicht haben, sondern wohin wir uns weiterentwickeln können. Und das ist der Ansatz, denke ich, und den haben Sie bereits schon genannt. Sie haben gesagt: Schauen wir, wo wir anfangen können, wo die Lösungspunkte sind, und gucken wir gemeinschaftlich. Ich denke, das ist unsere Chance.

Ja, schönen Dank.

Herr Meier und Herr Botschatzki, Sie werden ja in wenigen Jahren in der Situation sein, dass Sie sich dann händeringend um das Nachwuchspersonal bemühen müssen, was heute noch reichlich, überwiegend reichlich, vorhanden ist. Und spätestens dann geht der Kampf der Betriebe um die guten und die besten Leute los. Dann wird man vielleicht auch nicht mehr ganz so streng die Frage stellen, ob oder wie einer jetzt qualifiziert ist auf diesem oder einem Gebiet. Hauptsache, er bringt bestimmte Fertigkeiten mit, dass er eine bestimmte Aufgabe dann erledigen kann im Betrieb, damit es im Betrieb weitergeht. Das kann aber allein die Lösung nicht sein. Das Stichwort: Kultur der Leistung — Wie geht es weiter? Welche Vorschläge haben Sie dazu?

Bitte, Herr Botschatzki:

Ich bin erst mal grundsätzlich der Meinung – und dazu rufe ich alle Unternehmen auf, die bei uns im Verband sind –, dass wir ausbilden müssen, und zwar verstärkt ausbilden. Wir müssen jedem Jugendlichen die Chance geben einen Beruf zu lernen. Da gehe ich gern noch einmal auf die Worte von der jungen Dame aus Norddeutschland ein, weil sie mir sehr wichtig sind – ich nehme an, der Dialekt war norddeutsch: Es ist für mich verantwortungslos, wenn wir 10 Prozent der Schulabgänger, die keinen Abschluss schaffen, aus welchen Gründen auch immer, fallen lassen. Wir fordern seit Jahren als Wirtschaft, dass wir eine zweijährige Ausbildung bekommen, wo wir diese Jugendlichen ins Berufsleben hinein begleiten können.

Zu zwei Seiten hin: Wer später nicht will, muss als Hilfsarbeiter arbeiten, damit muss er leben. Wer sich aber – es gibt ja Spätentwickler, die gibt es immer, die wird es auch immer geben – wer sich entwickelt, der kann nach zwei Jahren eine ordentliche Berufsausbildung beginnen. Und derjenige hat die Chance, ordentlich ins Berufsleben einzusteigen. Es führt kein Weg rein, aus vielen Gründen heraus, es fängt bei der Gewerkschaft an und hört auch, na ich würde schon sagen, bei der Politik auf. Das ist ein Problem, das geklärt werden muss.

.....

Jetzt zu Ihrer Frage noch einmal: Wie gesagt, wir müssen ausbilden, wir müssen verstärkt ausbilden. Es gibt sehr viele Unternehmen, die wirklich über Plan ausbilden, die also dann natürlich am Ende der Ausbildung die Situation haben, dass sie mit der Facharbeiterprüfung nicht alle übernehmen können und den blauen Brief mit dem Facharbeiterbrief überreichen. Wobei ich sagen muss, wenn ich mit solch einem Jugendlichen rede, was ja auch bei uns der Fall ist, dann sieht der das erst einmal nicht so eng. Er sagt dann, wir haben eine ordentliche Ausbildung und er geht natürlich dann dorthin, wo Arbeit ist. Da haben wir wieder das Problem der Abwanderung.

Es ist also eine ganz, ganz schwierige Situation, in der wir zurzeit sind. Und wir in Ostdeutschland, sag ich besonders für Frau Löhr, haben ja noch damit zu kämpfen, dass wir an Überalterung leiden. Wir haben 1990 so stark abgebaut und die Alten konnten ja in den Vorruhestand gehen. In den Jahren 2005/06 spätestens haben wir es mit einer Altersstruktur zu tun, die eigentlich gar nicht mehr auszuhalten ist. Und hier müssen wir für den eigenen Nachwuchs sorgen. Deshalb sage ich auch immer meinen Unternehmen im Verband der Wirtschaft, ab dem Jahr 2006 kaufen wir uns die Lehrlinge ab, dann diskutieren wir nicht mehr, was ein Lehrling kostet, dann kaufen wir uns die Lehrlinge ab. Und das können wir, wenn wir ordentlich ausbilden, verhindern. Da kann ich nur jedem Betrieb zurufen: Bildet aus, solange genügend Lehrlinge da sind, dann haben wir den Nachwuchs, den wir in fünf oder zehn Jahren benötigen.

Ja, herzlichen Dank. Herr Meier:

Die Situation ist ja so, dass das Handwerk – sag ich mal – in den letzten zehn Jahren weit über Bedarf ausgebildet hat. Ist ja auch nicht umsonst immer betont worden: Ausbilder der Nation. Nichts desto trotz stehen wir ja vor dem Problem, dass wirklich ab 2006 beginnend es weniger Lehrlinge geben wird oder Schüler, die dafür bereit stehen. Das heißt, wir sind auch jetzt schon, wir können ja nicht bis 2006 oder 2010 warten, hier gerade dabei, sag ich mal, beide Gruppen zu versuchen für das Handwerk mit zu begeistern. Aber auch unsere Betriebe zu begeistern oder eine gewisse Umstellung zu machen.

Denn man muss auch kritisch sagen, unsere Betriebe sind im Moment durch das Überangebot an abgehenden Schülern auch teilweise verwöhnt. Es gibt viele Betriebe, für die kommt derzeit nur ein Realschüler mit einer Note 1 – 2 in Frage oder ein Abiturient oder was weiß ich. Diese Betriebe werden sich auch umstellen müssen, da gebe ich Ihnen vollkommen Recht. Die werden auch erkennen müssen, dass ich auch mit einem guten Hauptschüler, wenn ich in den Arbeit investiere, unter Umständen das gleiche Ziel erreichen werde. Gerade in dem Zusammenhang haben wir seit vorigem Jahr zum Beispiel auch diese einjährige Berufsfachschule in kooperativer Form initiiert. Das heißt, innerhalb eines Jahres haben hier diese Schüler, das sind in der Regel die schwachen Hauptschüler, eine Möglichkeit, ein halbes Jahr in der Berufsschule speziell in den Naturwissenschaften – vor allem Mathematik bzw. Rechnen – noch mal nachzulegen, aber dann auch in Berufsbildungszentren und in Praktikumsbetrieben sich in bestimmten Berufsfeldern auszuprobieren.

Wir wollten damit zwei Sachen erreichen und ich glaube, die haben wir auch im ersten Jahr erreicht: Auf der einen Seite zu schaffen, dass diese Schüler befähigt werden so weit zu kommen, dass sie eine Berufsausbildung in Angriff nehmen können. Erfreulicher Weise ist das bei 60 Prozent geglückt, 20 Prozent sind dann weiter gegangen in die zweijährige Berufsfachschule. Zum zweiten wollten wir aber auch den Betrieben klarmachen: Mit einer richtigen Berufsvorbereitung kann ich auch solche Schüler, von denen es immer heißt, die sind für mich nicht geeignet, mit bestimmter Vorbereitung durchaus in die Lage versetzen, dass sie bestimmte Berufe auch durchaus erreichen.

.....

Dann vielleicht auch noch, was Sie fragten: Was unternimmt die Wirtschaft alles? Es gibt im Moment sicherlich einen ganz interessanten Projektantrag von allen Handwerkskammern in Thüringen, der, sag ich mal, gerade in die Richtung geht: Wir müssen den Schülern mehr Möglichkeiten einräumen sich zu orientieren. Das heißt ein gesteuertes berufsfeldweites Praktikum. Denn die Frage war vorhin, wie weit kennen sie sich aus, welche Perspektiven kennen sie zum Beispiel eigentlich im Handwerk? Wenn es also möglich ist, dass sich die Schüler in den Klassen 7 bis 10 pro Jahr in bestimmten Praktikumsbetrieben orientieren, ihre Neigungen erkunden können, so ist das nur zu begrüßen. Wir haben vorhin gesprochen, welche Kompetenzen wir benötigen: Selbständigkeit. Diese Kompetenzen kann ich eigentlich nur dann, sag ich mal, selbst ausloten, wenn ich bestimmte Erfahrungen sammeln bzw. mich ausprobieren kann. Woher würde ich denn sonst wissen, welche Kompetenzen eigentlich in mir stecken, wozu ich eigentlich geeignet bin? Das heißt, hier müssen wir sicherlich in den nächsten Jahren verstärkt auch auf die Schulen zugehen und sie gerade bei diesem Berufsorientierungsprozess mit unterstützen.

Ja herzlichen Dank, Herr Meier. Ich gebe jetzt schnell das Schlusswort an Herrn Dr. Höpker:

Zunächst Frau Löhr, recht herzlichen Dank noch einmal, dass Sie heute zu uns gekommen sind. Nicht nur mein Eindruck, auch der Eindruck der anderen Anwesenden und derer, die uns aus den verschiedensten Gründen bereits verlassen mussten, war der: Wir haben uns über Ihren Vortrag gefreut. *Antwort von Frau Löhr:* »Ein bisschen Provokation muss schon sein« – Und hoffentlich verlieren wir uns nicht aus den Augen.

Herr Dr. Höpker, ich wollte eigentlich Ihnen jetzt das Schlusstatement geben, vielleicht mit der Nebenbemerkung vorweg, dass wir alle registrieren, dass im unterhaltenden Leben die Quizsendungen zurzeit ganz große Konjunktur haben. Das könnte ja den Rückschluss zulassen, dass es eine gewisse Orientierung auf eine Wissensgesellschaft hin wird. Vielleicht kriegen wir auch über einen solchen Dreh mehr Bewegung?

Sie haben aber vorhin gesagt, die Position der Familie, die Keimzelle der Gesellschaft, der haben Sie eine Schlüsselrolle in dieser ganzen Entwicklung zugeschrieben, wenn ich mich richtig erinnere an Ihre Beiträge.

Bitte Ihr Schlusstatement:

Ja, ich bedaure es natürlich, dass wir das Thema nicht noch mal aufrufen können, aber das ist ein sehr strittiges Thema, die Familie. Nur ein Schlusssatz noch dazu: Natürlich sind alle möglichen Formen des Zusammenlebens geeignet, sich um Erziehung und Bildung der Heranwachsenden zu kümmern. Aber ich denke, dass man trotzdem sehr vorsichtig sein sollte und keine zu großen Geschwindigkeiten erzeugen sollte, um dieses oder jenes zu ändern. Das hat ja nichts mit Missachtung oder Unverständnis für andere Lebensformen zu tun.

Ansonsten habe ich meinen Beitrag schon vorhin als Vorschlusswort genannt. An dieser Stelle möchte ich mich bei Ihnen allen sehr herzlich bedanken, dass Sie auch so lange ausgeharrt haben. Ich habe mehrere Veranstaltungen zu diesem Thema erlebt. Da habe ich eigentlich immer erlebt, dass die Teilnehmer auch recht diskussionsfreudig waren und dass doch in der Regel auch immer hohe Kompetenz bei den Beteiligten war. Hier waren auch fachlich hochkarätige Teilnehmer zugegen. Da darf ich mich jetzt noch einmal ausdrücklich bei Ihnen, Frau Morhard, bedanken. Sie sind maßgeblich an der Vorbereitung beteiligt gewesen.

Ich denke, wir gehen konform, dass wir die Veranstaltung noch nachbereiten. Und wenn das durch unsere Gremien abgenickt wird, dann werden wir das natürlich auch dort hinbringen, wo es hingehört, in die Öffentlichkeit. Die wird auch weiterhin informiert, heute gab es bereits aktuelle Pressebeiträge zu unserer Veranstaltung.

Und ich fand die Idee, unsere Veranstaltung mit etwas Innovativen aus zwei Erfurter Gymnasien einzuleiten, sehr schön. Frau Brodersen, das ist Ihre Idee gewesen. Und die Schüler haben unsere Veranstaltung bereichert. Das wird sicherlich auch denen etwas Mut machen. Und es wird sich herumsprechen, dass man auch ohne Verordnung so etwas realisieren kann.

Vor allem natürlich auch Ihnen, Herr Professor Brunner, herzlichen Dank. Ich hoffe, es hat auch Ihnen Spaß bereitet, und Sie haben gesehen, dass sich die Wirtschaft, die Freiberufler wie auch das Handwerk eines wichtigen Themas annehmen. Zwangsläufig müssen sie das tun. Ich bin nicht pessimistisch, dass sie das hinkriegen.

Und Ihnen Herrn Lücke ganz herzlichen Dank, dass Sie unsere Veranstaltung hier am Nachmittag moderiert haben.

Wirtschaft benötigt eine Kultur der Leistung

**Thesenpapier
Thüringer Wirtschaftsverbände
und -organisationen**

1. Die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien hat Produktion und Arbeit verändert. Die Unternehmen organisieren sich flexibler und dezentraler. Im Ergebnis ist jeder einzelne Arbeitnehmer autonomer, steht aber auch neuen Anforderungen gegenüber.
2. Bildung umfasst aus Sicht der Wirtschaft Wissensvermittlung, Werteerziehung, Qualifizierung und Handlungsorientierung. Schule muss eine Kultur der Leistung vermitteln. Ziel ist die Ausprägung der Persönlichkeit.
3. Voraussetzung dafür ist, dass Schülerinnen und Schüler die Bereitschaft zur Leistung und das Interesse an Bildung mitbringen.
4. »Eine Grundlage für schulischen Erfolg ist das häusliche Bildungsklima«. Das heißt: Bildungsoffensiven sind nur denkbar, wenn sie von den Eltern der Schüler durch aktives Erziehen zu Hause mit getragen werden. Wenn die häusliche Vorbereitung der Schüler nicht »klappt«, dann »klappt« es auch in der Schule nicht.«¹
5. Bereits im Primarbereich (Vorschule) werden wichtige Grundlagen der Persönlichkeit geprägt, Verhalten eingeübt und Werte und Normen – insb. durch Einbeziehung des Elternhauses – vermittelt. Kindertagesstätten bereiten auf die Schule vor! Diese Vorbereitung sollte nationale Qualitätsstandards erreichen. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Im Primarbereich sollen nicht Rechnen, Schreiben und Lesen vermittelt werden.
6. Lesen ist eine Schlüsselkompetenz für das Lernen allgemein. Daher wollen wir Grundschülerinnen und Grundschüler für das Lesen begeistern. Die Lust und Begeisterung dafür entsteht im Elternhaus und im Kindergarten, die Lesefähigkeit selbst wird in der Grundschule vermittelt.

7. Die Schule ist Dienstleister in Sachen Bildung. Ihr muss ein hohes Maß an Autonomie und Flexibilität zugebilligt werden. Schulen treten miteinander in einen Wettbewerb um Qualität. Auch Schuleingangsprüfungen helfen die Standards zu sichern.
8. Die Verbindung von SCHULE und WIRTSCHAFT muss weiter gestärkt werden. Es geht um die Entwicklung von wirtschaftlichem und technischem Sachverstand und eine Vorbereitung der Schülerinnen und Schüler auf die Wirtschafts- und Arbeitswelt. Jugendliche sollen ihre Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt erkennen und nutzen können.
9. Die Schule muss in ihrer Position gestärkt werden.
»Dem Schulleiter ist die Verantwortung für die Durchführung der Bildungsarbeit und Gestaltung des pädagogischen Profils der Schule, für Personalführung und -entwicklung, für Organisation und Finanzbudget zu übertragen. Er soll – im Rahmen der staatlichen Vorgaben – einem Unternehmer ähnlich eigenständig handeln können.«²
Das Dienstrecht gehört auf den Prüfstand, mehr Anreizsysteme für Lehrer müssen geschaffen werden.
10. Lehrer sind Dienstleister im Unternehmen Schule.
Deshalb muss der Lehrerberuf gestärkt werden, damit Lehrerinnen und Lehrer eine methodisch-didaktisch gute Vermittlung von Wissen und Kompetenzen sowie ein leistungsorientiertes und lernfreudiges Lernklima entwickeln können. Dieses pädagogische Rüstzeug muss in der Lehreraus- und -weiterbildung vermittelt werden.
11. Eine fundierte Allgemeinbildung muss den aktuellen Wissensstand widerspiegeln. Daraus leiten sich Bildungsstandards ab. Diese beinhalten u.a. eine ökonomische und naturwissenschaftlich-technische genauso wie eine geisteswissenschaftliche Ausbildung.

12. Die Sicherung dieser Bildungsstandards lassen sich nur durch regelmäßige Leistungstests in den Kernfächern erreichen. Die Teilnahme an nationalen und internationalen Vergleichserhebungen gehört ebenso dazu. Voraussetzung dazu ist die personelle Absicherung des Stundenvolumens.
13. Die Wirtschaft fordert mehr Ganztagsangebote an allen Schulformen. Unsere Vorstellungen gehen über die bisherigen Hortangebote hinaus. Die Ganztagsangebote sollen eine bessere Verteilung und Vertiefung des Unterrichts und des Lernens möglich machen. Diese neue Qualität wird von den bisherigen Angeboten nicht erreicht.
14. Begabtenförderung ist ein wichtiger Bildungsauftrag. Begabungen sollen bereits frühzeitig erkannt und müssen kontinuierlich gefördert werden.
15. Was kann die Wirtschaft dazu leisten?
Die Wirtschaftsverbände und -organisationen bieten ihren Sachverstand bei der inhaltlichen Formulierung und Umsetzung der Bildungsziele an. Weiterhin werden Praktikaplätze, Betriebserkundungen, berufskundliches Wissen, Projekttage und Projektwochen, Berufswahlvorbereitung und Schülerwettbewerbe von Betrieben unterstützt.
16. Wirtschaft will Schule auf ihrem Weg in die Selbständigkeit unterstützen und will sich an der Lehrerweiterbildung aktiv beteiligen. Entsprechende praxisbezogene Lehrerhandreichungen und ehmateriale sollen unter Beteiligung der Wirtschaft entstehen.

Erfurt, am 23. Oktober 2002

Verband der Wirtschaft Thüringens e.V.

Handwerkskammer Erfurt

Landesverband der Freien Berufe Thüringen e.V.

Anmerkungen

- ¹ Deutscher Lehrerverband
MEMORANDUM: *Der Beitrag der Eltern zur Bildungsoffensive*,
April 2001,
<http://www.lehrerverband.de>
- ² BD@Bildung.de
Eine Initiative der Arbeitgeber:
Für eine neue Bildungsoffensive

Ω

Impressum

Herausgeber Landesverband der Freien Berufe Thüringen e.V.

Redaktion Ulrich Oertel

Gestaltung & Satz Daniel Schmidt, Weimar © 2k3

Druck Buch- und Kunstdruckerei Kessler, Weimar

Bei den abgedruckten Texten handelt es sich um die redigierte Mitschrift der Beiträge. Vervielfältigung oder Speicherung in analogen wie digitalen Systemen bedarf der Zustimmung des Herausgebers.



Landesverband der Freien Berufe Thüringen e.V.

Zum Hospitalgraben 8
99425 Weimar

T 0 36 43 / 55 98 30

F 0 36 43 / 55 98 33

@ Info@LFB-Thueringen.de

<http://www.LFB-Thueringen.de>